Hattingen den 11. Januar 1912. 19. Jahrgang. — Nummer 2.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint an Donnerstag eines jeden Woche

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt?

Dem Frieden Europas

hat unser Kaiser einen hohen Dienst dadurch erwiesen, daß er einen seiner intimsten Freunde, den Lord Lonsdale, ermächtigte, dem englischen Volke zu sagen, daß es keinen besseren Freund als Kaiser Wilhelm 2. hat, und daß der Monarch ein so überzeugter und tatkräftiger Freund des Friedens ist, daß er nur durch die äußerste Zwangslage veranlaßt werden könnte, zum Schwert zu greifen. In den nationalistischen Kreisen Albions, in denen die Deutschenhetze berufsmäßig betrieben wird, ist man von dieser Kundgebung wenig erbaut, da man deren Eindruck auf die unbefangenen Schichten des englischen Volkes richtig einschätzt. Freilich ist die Unbefangenheit in England Deutschland gegenüber recht schwach verbreitet. Und so hört man wieder die alte Unterstellung, der Kaiser äußere sich nur so friedlich und freundschaftlich, um Englands Wachsamkeit einzuschläfern. Man beruft sich zu dem Ende auch auf den Artikel der Nordd. Allg. Ztg., in dem noch einmal zur Bekämpfung der Sozialdemokratie am Wahltage aufgefordert und gleichzeitig angekündigt wurde, daß dem neuen Reichstage wahrscheinlich schon in der ersten Session eine Militärvorlage zugehen würde. In Frankreich stößt man in dasselbe Horn. Die durch eine nahezu 25jährige Regierungstätigkeit des Kaisers erwiesene Friedensliebe des Monarchen wird angezweifelt und die törichte Behauptung immer aufs neue wiederholt, daß Deutschland sich für einen Angriffskrieg rüste. Aber die Unhaltbarkeit solcher Darlegungen leuchtet doch immer weiteren Kreisen jenseits des Kanals wie der Vogesen ein. Und sagen sie es nicht öffentlich, innerlich sind sie überzeugt, daß der deutsche Kaiser keinen Kriegssturm entfesseln wird. Und diese Gewißheit ist durch die Mitteilungen über die Gesinnung Kaiser Wilhelms 2. selbst den Widerwilligen noch befestigt worden; und darin liegt die Bedeutung der Lonsdaleschen Eröffnungen.

Ein scharfer Gegner Deutschlands französischer Minister des Aeußern.

Der französische Ministerpräsident Caillaux gab in der Senatskommission eine Darstellung über die Verhandlungen betreffend die marokkanischen Bahnen und die gleichzeitig mit diesen geführten Verhandlungen betr. das Projekt der Kongo-Kamerunbahn. Er erklärte, daß er, da diese Frage nun einmal aufgeworfen worden war, sein Ehrenwort gebe, daß er niemals Verhandlungen außerhalb des Ministeriums des Aeußeren und ohne Wissen des Botschafters Jules Cambon geführt habe, Clemenceau richtete hierauf an de Selves die Frage, ob Caillaux über alle Besprechungen und Unterhandlungen zwischen Berlin und Paris auf dem Laufenden gewesen sei, und fragte insbesondere, ob der Minister de Selves in diesem Punkte die Erklärungen des Ministerpräsidenten Caillaux bestätigen könne, de Selves zögerte mit der Antwort, worauf der Kommissionspräsident Bourgeois die Frage wiederholte. de Selves erklärte schließlich stockend: Ich kann nicht antworten, denn mir obliegt eine doppelte Pflicht: Die Achtung vor der Wahrheit und das Interesse Frankreichs. Nach einer anderen Darstellung soll de Selves hinzugefügt haben: Und das Interesse der ministeriellen Solidarität. Clemenceau erwiderte hierauf: Ihre Antwort mag vielleicht von den Mitgliedern der Kommission als korrekt angesehen werden, mit Ausnahme eines einzigen Mitgliedes, und das bin ich, denn Sie sind vor kurzem zu mir gekommen, und haben mir das Gegenteil gesagt. Die Sitzung wurde hierauf unter großer Erregung abgebrochen. Caillaux selbst verließ den Saal und hatte mit Clemenceau in den Wandelgängen eine sehr lebhafte Unterredung. Sodann fand ein ernstes Gespräch zwischen Caillaux und de Selves statt. Alsbald verbreitete sich das Gerücht, daß de Selves seine Demission gegeben habe. Die Meldung rief außerordentliches Aufsehen hervor. Nachfolger de Selves wird der bisherige Marineminister Delcassee, der früher schon Minister des Aeußern war, angeblich aber auf Drängen der deutschen Regierung gestürzt worden ist. Das soll er ihr nie vergessen haben. Trifft das zu, dann dürfen wir uns auf allerhand Ueberraschungen gefaßt machen.

Dtr belgische Kohlenarbeiterstreik

breitet sich weiter aus. Nach einer Depesche aus Brüssel befinden sich im Kohlenbecken von Mons z. Zt. etwa 27 500 Arbeiter im Streik. Die Annahme, die Arbeiter würden auf eine zweiwöchentliche Lohnzahlung eingehen, scheint sich nicht zu bewahrheiten. In einer von 3000 Arbeitern besuchten Versammlung wurde diese Bedingung abgelehnt. Die Arbeiter verharren auf der Forderung einer achttägigen Lohnzahlung. Die sozialdemokratischen Grubenarbeiter haben 20 000 Fr. gesammelt, um im Widerstande verharren zu können.

Der neue englische Admiralstab der Flotte,

der am Montag ins Leben trat, wurde dem ersten Seelord unterstellt. An seiner Stelle steht als Chef ein Flaggoffizier. Der Admiralstab zerfällt in drei Abteilungen: die erste für das Nachrichtenwesen; die zweite für die Vorbereitung und Ausarbeitung von Feldzugsplänen und die dritte für das Mobilisierungswesen. Der Admiralstab hat u. a. die Aufgabe, ein enges Zusammenarbeiten mit dem Generalstab herbeizuführen. Die Kosten werden dadurch gedeckt, daß die Admiralitätsjachten abgeschafft werden.

Eine neue monarchistische Verschwörung in Portugal

ist entdeckt worden. Die Kirche von Valle Cavallos wurde von Carbonari umstellt, weil das Gerücht verbreitet worden war, im Innern der Kirche hielten sich Verschwörer verborgen. Die Priester der Kirchen von Valle Cavallos und mehreren anderen Ortschaften im Bezirk von Santarem wurden festgenommen, weil sie in dem Verdachte stehen, eine Verschwörung gegen die Republik angezettelt zu haben.

Mit der Aufdeckung eines

geplanten Attentats auf den Zaren

stehen die in den letzten Tagen in Petersburg vorgenommenen Massenverhaftungen und Haussuchungen bei Universitätsprofessoren, Aerzten usw. in Zusammenhang. Der Anschlag sollte anläßlich der Ankunft des Zaren in Petersburg zur Ausführung kommen.

Was eine Breitseite heute bedeutet.

Nachdruck verboten.

Im „Sientific American" veröffentlicht der Herausgeber der Zeitschrift I. Bernard Walker die „Beobachtungen einer Landratte auf der North Dakota" und schildert dabei die Wirkungen einer modernen Breitseite. Walker hat während der Scharfschießübungen des amerikanischen Schlachtschiffes an Bord weilen dürfen und beschreibt dabei das für den Laien überraschende Phänomen, daß man bei einer Salve von schweren modernen Schiffsgeschützen mit dem bloßen Auge die rauchumhüllten Projektile durch die Luft fliegen sehen kann. „Münchhausen, nein, lieber Leser, zweifle nicht an meiner Schilderung, bei klarem Wetter soll dies oft möglich sein. Der Zieler des Geschützes machte mich darauf aufmerksam, wies auf den Himmel und ich sah sechs scharfumrissene, runde, schwarze Flecken, die in einer langen, horizontalen Linie dahinschossen: die sechs Granaten." Von der Lufterschütterung, die eine Salve von sechs Riesengeschützen mit sich bringt, macht sich der Laie kaum eine Vorstellung. „Achtung, eine Salve von sechs Geschützen", warnte mich ein Offizier: „Haben Sie Ihren Ohrenschutz in Ordnung?" Und während ich noch die Hände emporhebe, um die kleinen Propfen im Ohre noch fester einzupressen, bricht plötzlich ein furchtbarer Krach los. Ich hatte das Gefühl, als ob eine unsichtbare schwere Hand mir einen heftigen Schlag versetzt, der mein ganzes Knochengerüst erschüttert. Dann fühle ich, wie ich in dem Bestreben, meinen Halt zu wahren, heftig hin und her geschleudert werde, erst mit unwiderstehlicher Gewalt in der Richtung des Schusses und dann wieder zurück; so pendle ich hin und her, bis schließlich nur das heftige Schaukeln des Mastes übrig bleibt. Die körperliche Wirkung einer Breitseite dieser Zwölfzollgeschütze läßt sich nicht beschreiben, aber die photographische Platte liefert uns immerhin, wenn auch nur ein kümmerliches Abbild dieser gewaltigen Aufpeitschung der Luft." Der Photograph hatte die Kühnheit, an Bord der „Michigan" während einer Salve der vier großen Geschütze der Türme 1 und 2 auf der Vorderbrücke des Schlachtschiffes zu stehen. Unmittelbar nach der Entladung fand er sich auf dem Rücken liegend wieder, war durch den Luftdruck bis an den hinteren Rand der Brücke geschleudert worden, der photographische Apparat bestand nur noch aus Trümmern und nur durch einen Zufall war die Platte der Aufnahme bis auf einen breiten Sprung heil geblieben." Später wurde dann von den Zielen das mächtige Netz eingeholt, das die Ziele umhüllt und in dessen Maschen sich genau die Zahl der Treffer und der Punkt des Einschlages feststellen läßt." Die Schiedsrichter und die Offiziere suchten sorgsam jeden Quadratfuß des endlosen Gewebes ab, mit einer erwartungsvollen Gründlichkeit, die von keinem Goldsucher im fernen Westen übertroffen werden kann. Die Salve der vier großen Geschütze von der North Dakota hatte einen großen Teil des Zieles fortgerissen und dieser Treffer, über den sich der Laie freut, schien die Offiziere und die Mannschaften sehr zu verstimmen. Aber das Rätsel löste sich: Nach den Bestimmungen des Scharfschießens werden alle Schüsse, die nach dem Verschwinden eines größeren Teiles des Zieles an die richtige Stelle das Netz durchschlagen, nicht mehr als Treffer gerechnet. Erst jetzt lernte ich die Enttäuschung der Besatzung begreifen, als das für meine Augen ausgezeichnete Resultat festgestellt wurde: vier Treffer und sechs Prellschüsse." Interessant ist bei dem Bericht des amerikanischen Beobachters die Mitteilung, daß die Schlachtschiffe bei diesen Schießübungen aus Sparsamkeitsgründen nicht mit voller Pulverladung arbeiten. Man verwandte nur Dreiviertelpulverladungen, obgleich die Ziele gegen 13000 Yards, also etwa 6—7 englische Meilen entfernt waren.

Sonnensehnsucht.

Roman von Freifrau Gabriele von Schlippenbach.
(Herbert Rivulet.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof in Berlin war eröffnet.

Es war ein heißer Tag, anfang Juni. Der Himmel sah wie ein großes, lichtblaues Zelt aus, von goldenen Sonnenstrahlen durchleuchtet, die verschwenderisch ihre Funkengarben über die kaiserliche Residenz an der Spree ausstreuten. Der Ausstellungspark bot ein reizendes, belebtes Bild. Die hellen Sommerkleider der Damen, die Uniformen der Offiziere und dazu das frische Laub der Bäume und Sträucher vereinten sich, um einen festlichen, frühlingsfrohen Eindruck hervorzurufen.

Die Eisenbahnzüge brachten fortwährend neue Gäste, die sich die Kunstausstellung ansehen wollten; die in der Nähe wohnenden Personen kamen zu Fuß, und auf allen Gesichtern lag ein Ausdruck, der zu sagen schien: „wir wollen uns gut unterhalten, die alltägliche Nüchternheit abschütteln, es ist ja Frühling, und die Sonne lacht so hell am Himmel! Wer sollte da nicht wenigstens für kurze Stunden glücklich sein?!"

Es ist eben etwas Eigenes um die Sonnensehnsucht im menschlichen Herzen. Alle streben wir nach ihr, alle strecken die Arme sehnsüchtig nach Licht und Wärme aus, aber wie verschieden verteilt das Leben, was man Glück nennt. Es ist ein besonders hohes Maß, das manche als natürlich ihnen zukommend hinnehmen. Sie sind auf der Sonnenseite des Lebens geboren, Frau Sorge, die graue Frau, betrat ihre Schwelle nicht. Sie betrachten es als ihnen gebührend, die Schoßkinder des Glückes zu sein. Und es gibt Schattenblumen, denen karge Sonnenstrahlen zuteil werden, die dankbar für jeden Gruß des Lichtes sind und dennoch zur Blüte kommen. Tritt der Kampf und Ernst des Daseins an sie heran, so werden sie gewappnet dastehen und bessere Streiter sein als jene, die von Kindheit an im Lichte gelebt ohne Entbehrung, ohne das Versagen ihrer Wünsche. Ja, die Sonnensehnsucht, die lebt in allen, sie hat jedes Herz erfüllt. — —

„Mutti, sieh doch das schöne Bild rechter Hand; es heißt „glückliche Menschen"! Paßt es nicht auf uns?"

Die Sprecherin ist ein allerliebstes junges Mädchen, höchstens achtzehnjährig. Sie ist in eleganter heller Sommerkleidung. Ein großer Strohhut mit weißen Straußenfedern beschattet das hübsche Gesichtchen. Dunkelblaue Augen lachen fröhlich unter feingezeichneten Brauen, Augen, denen man es ansieht, daß sie noch nicht oft geweint haben oder nachts sich nicht schließen konnten, weil ein Leid das Herz nicht schlafen ließ. Die Mutter ist eine stattliche, schöne Dame. Auch sie ist sehr elegant gekleidet. Ihr leicht ergrauter Kopf wird frei und stolz getragen; man sieht es der Baronin von Schorn an, daß sie zu jenen Auserwählten gehört, die auf der Sonnenseite des Lebens geboren sind.

Das Bild, das ihre Tochter Elfriede entzückt hat, stellt eine Familie dar: Vater, Mutter, zwei Töchter und einen schönen jungen Mann, offenbar der Verlobte des jüngeren Mädchens, denn er hat den Arm um die schlanke Gestalt gelegt, und ihre Hände ruhen ineinander, während sie den Kopf an seine Schulter lehnt und in hingebender Liebe in sein männlich schönes Antlitz blickt. Das ältere Paar sitzt behäbig auf den Gartenstühlen der Terrasse; im Hintergrunde sieht man ein prächtiges altes Schloß, und hohe Bäume breiten ihre Wipfel davor aus. Eine köstliche Fernsicht bietet sich dem Auge vor dem Lieblingsplätzchen der glücklichen Menschen: hohe Berge, tiefe Täler, Strom und Wald so abwechselungsreich wie bezaubernd. Zu den Füßen der beiden Alten spielen zwei weißgekleidete Kinder mit einem Jagdhunde. Die zweite jugendliche Dame muß die Mutter sein, denn sie beugt sich zärtlich über den blondlockigen Buben und weist nach dem Schlosse. Ihr Gesicht lächelt; durch die alte Buchenallee kommt ein Herr in Jägerkleidung und lüftet grüßend den Hut; es muß ihr Mann sein, der Vater ihrer Lieblinge. Und über das ganze Bild ist der Schein der untergehenden Sonne ausgegossen. Er beleuchtet die weißen Haare des Großvaters und der Großmutter, er gleitet hinüber zum alten Stammsitze der Familie, daß die vielen Fenster strahlen; die Sonne küßt der jungen Braut liebliches Gesicht und verklärt die feinen Züge der glücklichen Gattin und Mutter. Sieht es doch aus, als müßte sie, ihre Kinder an der Hand, dem Jäger entgegeneilen und sich an seine Brust schmiegen. —

Die Baronin Schorn hat die Hand ihrer Tochter gefaßt. Beide stehen versunken in den Anblick des Bildes, das eine ihnen bekannte Sprache führt.

„Glückliche Menschen!" sagte eine Männerstimme neben ihnen.

„Papachen, kaufe das Bild, bitte, bitte!"

Elfriede von Schorn legt zärtlich den Arm in den des Vaters. Er ist ein Sechziger, aber die stramme Haltung, das frische Aussehen und die blitzenden grauen Augen unter buschigen Brauen lassen ihn um zehn Jahre jünger erscheinen. Unverkennbar ist Baron Hugo von Schorn Offizier gewesen. Er trägt das Band des eisernen Kreuzes, das er sich im heißen, blutigen Strauß als Leutnant bei Mars la Tour errungen. Neben seiner Freiherrnkrone ist es sein höchster Schatz, nur daß ihm erstere ohne sein Verdienst zuteil wurde, letzteres, das schlichte Band, durch persönliche Tapferkeit im Kampfe für sein deutsches Vaterland.

Denkspruch.

Du hast nicht das, was and're haben,
Und andern manches fehlt an dir;
Wärs eins, so würde seine angeborene Verstellungskunst schwerlich ausgereicht haben, ihn so liebenswürdig
Draußen verdämmerte der Oktobertag; der Herbstwind klirrte leise mit den Fensterscheiben, und ein letzter Strahl der sinkenden Sonne huschte zitternd durch die

Wie lang sind die Telegraphendrähte der Erde?

80 Jahre sind es her, daß der Telegraph erfunden worden ist. In dieser verhältnismäßig kurzen Zeit hat er eine erstaunlich schnelle Entwickelung durchgemacht. Das Telegraphennetz umspannt heute die ganze Welt. Mit Hilfe aller Telegraphendrähte könnte man den Erdball 138mal umspannen oder 10 telegraphische Verbindungen mit dem Monde herstellen. Man hat heutzutage 130 000 Telegraphenbureaus in der gesamten Welt und sie mit 160 000 Apparaten versehen, welche jährlich ungefähr 300 Millionen Depeschen befördern. Der geschäftsgewandte Engländer benutzt den Telegraphen am meisten, und 194 Telegramme entfallen jährlich auf 100 Engländer; in Frankreich kommen auf dieselbe Anzahl Einwohner 152, in Dänemark 118, in Belgien 104 Telegramme, und erst an fünfter Stelle steht Deutschland mit 91 Telegrammen. Die 300 Millionen Depeschen bringen den Staaten jährlich ungefähr 240 Millionen Mark ein.

Westfalen-Rheinland.

Wozu ein Regenschirm alles benutzt werden kann, beweist folgende kleine Geschichte, die einer gewissen Komik nicht entbehrt. Am 16. Oktober vorigen Jahres betrat der Schneidergeselle Josef Schön die Sparkasse in Hemer, um dort sein sauer verdientes Geld niederzulegen. Nachdem dieses geschehen, wollte er gerade den Sparkassenraum verlassen, als sein Blick auf einen einsam in der Ecke stehenden Damenregenschirm fiel. Schön, der sich noch nie an fremdem Eigentum vergriffen, packte plötzlich den Schirm, steckte ihn unter seinen Ueberzieher und ging davon. Jedoch bald ward die Tat bemerkt und der Uebeltäter entdeckt. Heute mußte sich nun der fast 60jährige Mann wegen dieses Streiches vor der Hagener Strafkammer verantworten. Vor Gericht gab er an, daß er den Schirm nicht aus unlauteren Motiven genommen habe, sondern lediglich, um die Eigentümerin kennen zu lernen. Er sei lange Witwer und möchte wieder einen eigenen Hausstand gründen. Er hätte die Absicht gehabt, den Fund des Schirmes in der Zeitung zu inserieren und vielleicht hätte sich dann die junge Dame gemeldet. Vom Schöffengericht wurde der Angeklagte freigesprochen, jedoch wurde das Urteil heute verworfen und Sch. zu einem Tage Gefängnis verurteilt.

Beim Herstellen eines Kraftanschlusses kam der Monteur Teiner in Bad Sassendorf zu Fall und fiel auf die Starkstromleitung. Als er von seinem Kollegen zur Erde gebracht worden war, stellte es sich heraus, daß Teiner getötet worden war.

Ein Opfer des Alkohols wurde in einer Wirtschaft in Hamm ein Arbeiter, der schon gehörig gezecht hatte. In der Trunkenheit schlug der Arbeiter eine Scheibe ein. Hierbei durchschnitt er sich die Pulsader. Mit schwerem Blutverlust wurde der Arbeiter ins katholische Krankenhaus geschafft, wo er besinnungslos darnieder liegt.

Die älteste Einwohnerin von Lüdenscheid, die Frau Witwe Adamy, feierte vor einigen Tagen ihren 98. Geburtstag. Die alte Dame ist geistig und körperlich noch sehr rüstig.

Durch ein Automobilunglück wurden in Lüttringhausen zwei Personen schwer verletzt.

Weidmannsglück. 31 Bürger Kleves begaben sich vor mehreren Tagen in di evo nihnne gemieteten Jagdgründe bei Mehr im Kreise Kleve. Es gelang ihnen mit Hilfe von 15 Treibern 4 Hasen und 1 — Ziege zu erlegen.

Ein schwerer Einbruchsdiebstahl wurde in die Kruppsche Konsumanstalt in der Helenenstraße zu Essen verübt. U. a. stahlen die Diebe sogar den Geldschrank.

Gelegentlich einer Schlägerei auf dem Limbeckerplatze in Essen wurde der Tätowierer Müller erstochen. Ein anderer Arbeiter wurde schwer verletzt. Die Täter sind verhaftet.

Bei Gelegenheit der Feier des 25jährigen Bestehens der Fabrik hat der Chef der Metallschraubenfabrik Ischebeck zu Rauental-Rittershausen seinen sämtlichen Arbeitern ein Geldgeschenk von 30 Mark und weniger je nach Alter zuteil werden lassen. Diese Zuwendung ist in einer Zeit sozialdemokratischer Verhetzung besonders in Wertung zu bringen, weil auch die Arbeiterschaft daran erkennen kann, daß unter den Fabrikherren manche vornehm und sozial denkende Persönlichkeiten sich finden, die bei auch nicht sehr glänzenden Geschäften doch dem Arbeiter neben einem guten Lohn, wie er von jeher in dieser Fabrik bezahlt worden ist, gern eine besondere Anerkennung zuteil werden lassen.

Der deutsche Werkmeisterverband (Sitz Düsseldorf) hatte am Schlusse des Jahres 1911 über 56 000 Mitglieder und ein Gesamtvermögen von über 10 000 000 Mark. An Sterbegeldern wurden im Jahre 1911 gezahlt 720 000 Mk., an Invalidenunterstützung der Witwen und Waisen 309 000 Mark, für Unterstützungen in Notlagen und bei Rechtsschutzfällen 76 000 Mk. Gesamtleistung im Jahre 1911 Mark 1 401 000 Mark gegen 1 300 000 Mark im Jahre 1919. Der Verband hat eigene Feuerversicherung, Zeitungsverlag, Sparbank, Buchhandlung, Bibliothek, Stellennachweis und Stellenlosenunterstützung. Jedem Aufnahmeberechtigten kann der Beitritt in diesem Verbande nur empfohlen werden.

Die Mutter gefunden. Vor etwa drei Monaten wurde in den Anlagen von Uerdingen ein Knabe, erst einige Tage alt, ausgesetzt gefunden. Ein junger Mann fand den Knaben. Nunmehr ist es den behördlichen Bemühungen gelungen, Licht in diese dunkle Angelegenheit zu bringen. Als Mutter wurde ein Dienstmädchen, das in Düsseldorf dient, festgestellt.

Unschädlich gemacht wurden in den letzten Tagen mehrere Einbrecher gefährlichster Sorte aus M.-Gladbach. So konnten in Frankfurt (Main) die beiden Fabrikarbeiter Lenzen und Kelzenberg durch die dortige Kriminalpolizei verhaftet werden. Sie haben die jüngst gemeldeten Einbrüche auf dem Kerbholze. Ferner gelang es der Gladbacher Kriminalpolizei, den bekannten Einbrecher Peter Lenzen, der schon länger gesucht wurde und dort sowie in Leipzig, Chemnitz und Frankfurt (Main) Einbrüche verübte und sich verborgen hielt, in einem M.-Gladbacher Hause ausfindig zu machen und zu verhaften.

Ueberfahren und getötet wurde auf der Eisenbahnstrecke Betzdorf—Gießen der Bahnarbeiter Steubing, der infolge des starken Sturmes das Herannahen eines Personenzuges überhört hatte.

Aus dem Leben eines russischen Räuberhauptmanns.

Aus Wladikawkas schreibt man: Noch immer verlautet nichts amtliches über die Flucht des berüchtigten Banditenführers Selim Chan, der auf so unerklärliche Weise seinen Verfolgern, die ihn schon in einer Gebirgshöhle umstellt hatten, entschlüpft ist. Zum ersten Male hörte man von dem kühnen Räuber im Jahre 1903, wo er am hellen Tage mit einer Anzahl Genossen eine Gruppe von Touristen überfiel. Selim Chan beraubte die Touristen, nannte ihnen seinen Namen und verschwand spurlos. Die Behörden waren damals, wie später, davon überzeugt, daß sie den Abreken bald einfangen würden, aber alle Nachforschungen nach ihm blieben erfolglos. Die zweite Selim Chans war schon blutig ernster Art. Bei Gulermes überfiel er mit seinen Abreken einen Postzug, um ihn zu berauben. Die Schutzwache des Zuges geriet mit der Räuberbande in ein Feuergefecht, in dem die Abreken die Oberhand behielten. Bei dem Ueberfall wurden mehrere Passagiere getötet oder schwer verwundet. Auch diesmal entkam Selim und wurde nicht abgefaßt. Dann machte seine Entführung des reichen Schafzüchters Mesjazew von sich reden. Selim und seine Genossen nahmen Mesjazew gefangen und forderten ein hohes Lösegeld für seine Freilassung. Zwischen den Verwandten des Gefangenen und dem Räuberhauptmann kam es darüber zu einem längeren Briefwechsel. Die Abreken verlangten eine zu große Summe für Mesjazew, und die Verwandten ließen sich mit den Banditen auf ein Feilschen ein, um von der geforderten Summe etwas abzuhandeln. Einige Tschetschenzen, die beim Ueberbringen der Briefe abgefaßt worden waren, wurden verhaftet und verhört. Unter Drohungen wurden sie nach dem Aufenthaltsort Selims ausgefragt; sie gaben aber immer nur eine Anwort: „Wir wissen es nicht!" Die Behörden wußten nicht, was sie anfangen sollten. Inzwischen hatten sich Verwandten Mesjazews mit den Räubern geeinigt und ihnen als Lösegeld 18 000 Rubel zugesandt. Das Geld wurde in Kreditscheinen ausgezahlt, deren Nummern die Behörden vorher sorgfältig registriert hatten. Aber es erschien niemand, um diese Kreditscheine zu wechseln. Ein Schein wurde allerdings in einer Bank entdeckt: aber er war ihr vom — Generalgouverneur zugegangen. Nach seiner Befreiung wußte Mesjazew viel über seine Gefangenschaft bei Selim Chan zu erzählen. Auf seine Hinweise wurden Nachforschungen nach dem Banditenführer angestellt, aber wieder vergebens. Der Chef des Bezirks von Grosny Galajew zog nun mit Maschinengewehren durch die Tschetschenzendörfer und forderte die Auslieferung Selim Chans. In der Nähe des Dorfes Wedeh, wo Selim sich zuletzt aufgehalten hatte, wurde er ermordet aufgefunden. Neben der Leiche Galajews fand man einen Zettel mit den Worten: „Das ist die Rache Selim Chans!" Der Chef eines Detachements, das gegen die Räuber ausgezogen war, der Offizier Poschew, schwor, daß er Selim töten werde. Es waren aber nur wenige Tage nach dieser Drohung vergangen, als Poschew selbst als Leiche gefunden wurde: die Räuber hatten ihn getötet. Der Heeresälteste Werbizki, dem der Kampf gegen die Banditen aufgetragen worden war, richtete an Selim Chan ein offenes Schreiben, in dem er den Räuberhauptmann einen feigen Hund nannte und ihn zu offenem Zweikampfe herausforderte. Die Antwort Selim Chans lautete kurz und bündig: „Ich komme nach Kisljar!" In der Stadt Kisljar traf Werbizki nun außerordentliche Maßnahmen zu einem blutigen Empfang des frechen Räubers. Am hellen Tage erschien Selim tatsächlich in Kisljar, drang hier in die Rentei ein und raubte die Gelder und die Amtssiegel. Es traf ein Militärgouverneur ein, und es kam zu einem regelrechten Gefecht mit der Räuberbande. Selim Chan wurde verwundet, aber einer seiner Genossen, Ajub Tornajew, hob den Verwundeten auf sein Pferd und entkam mit ihm. Vor einem Jahre, im Herbst, gelang es in den Bergen Reitern des Daghestanregimentes unter Führung des Rittmeisters Dorogujew sowie Pionieren und Infanteristen unter dem Kommando des Fürsten Andronnikow, Selim und die Seinen zu umzingeln. Kundschafter meldeten, daß der Räuberhauptmann mit seiner Bande sich in einer Höhle an der Schneegrenze des Gebirges verberge; seine Familie und die Familie seines Bruders Saltamurid befänden sich bei ihm. Die Kundschafter gaben der Hoffnung Ausdruck, daß Selim Chan seine Familie nicht verlassen und mit den Kindern nicht weit zu flüchten imstande sein werde. Fürst Andronnikow und Rittmeister Dorogujew durchforschten alle Schlupfwinkel der Berge und entdeckten in einer Höhle die Angehörigen Selims, die sofort gefangen genommen wurden. Selim und seine Genossen waren aber nicht in der Nähe. Auf alle Fragen antworteten die Familienmitglieder des Räubers nur: „Er hat Abschied von uns genommen und ist fortgegangen!" Am nächsten Tage wurde das Detachement von den Banditen beschossen. Fürst Andronnikow wurde getötet, Rittmstr. Dorogujew verwundet. Das Detachement verlor in diesem Scharmützel 16 Mann. Der Räuberhauptmann aber war wieder entschlüpft. Das sind nur einige der wichtigsten Momente aus dem Räuberleben Selim Chans.

Die Tragödie zweier Schwestern

erregt in Berlin allgemeine Teilnahme. In der Wolliner Straße bewohnten seit vielen Jahren die 51 und 50 Jahre alten Schwestern Martha und Emmi Günssel, unverheiratete Damen, den ersten Stock des Vorderhauses. Sie hatten das Grundstück vor acht Jahren von ihrem Stiefvater, einem Kanzleirat Nitschke, der mit ihnen den Haushalt teilte, geerbt. Beide waren in dem Viertel sehr bekannt, besonders weil sie in Wohltätigkeitsvereinen eifrig tätig waren. Seit zwei Jahren war ihr stilles Glück durch die Krankheit der jüngeren Schwester, die an Atemnot und einem Fußschaden litt, sehr getrübt. Das Hauswesen besorgte seitdem die Aeltere, die sich voller Gesundheit erfreute. Vorgestern fiel es nun auf, daß man sie nicht zum Einholen weggehen sah. Als man bald darauf Gasgeruch an der Wohnung vernahm, ließ der Hausverwalter durch einen Schlosser öffnen und fand beide Schwestern tot auf. Die jungere saß im Schlafzimmer entseelt in ihrem Korbstuhle, die ältere lag in der mit Gas angefüllten Küche, mit dem Schlauche im Munde, regungslos auf dem Fußboden. Ein Arzt stellte fest, daß die Jüngere infolge ihrer Atemnot eines natürlichen Todes gestorben war. Die Aeltere hatte sich, wie auch ein auf dem Tische liegender Zettel auswies, mit Gas vergiftet. Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. Auf dem Zettel teilte Martha Günssel mit, daß ihre Schwester abends vorher plötzlich gestorben sei, sie habe sich stark erschrocken und beschlossen, aus dem Leben zu scheiden. Ein gemeinsames Grab möge sie und ihre Schwester aufnehmen.

„Kaufe das Bild!" wiederholt Baron Schorn. „Warum Friedel?"

So nennt er seine Tochter gern.

„Es heißt: „glückliche Menschen"! Väterchen, sieh doch, fast alles paßt auf uns! Das da ist Irmgard mit ihren Kindern, einem Buben und einem Mädchen, ihr Mann ist ja leidenschaftlicher Jäger, wenn er Urlaub hat und im Herbste nach Schornstätten kommt. Mutti und du sitzt abends gern auf der Terrasse; ich finde, das Schloß gleicht dem unsern!"

„Na, na, laufe nicht wieder davon mit deiner Phantasie, Friedel!" lacht der Baron, „ich finde, daß Schornstätten ganz anders aussieht, und wo findest du in unserm märkischen Sande die Berge wie hier auf dem Bilde?"

„Ach ja, das ist wahr," entgegnete Elfriede etwas kleinlaut. „Aber es stimmt doch, Papachen; das Bild heißt „glückliche Menschen", und das sind wir auch!"

Baron Schorn streichelte die kleine weiße Hand seiner Tochter; sie war sein Lieblingskind.

„Es fehlen Bruno und Gustav," sagte Frau von Schorn, „unser Aeltester und unser Nesthäkchen. Uebrigens, wo bleibt Bruno so lange? Es ist fünf Uhr; er versprach um ½5 hier zu seinn."

„Der Herr Leutnant nimmt sich Zeit, Marie," entgegnete der Baron leicht gereizt, denn gestern hatte er eine ernste Unterredung mit seinem Stammhalter gehabt, der ihm wieder einmal seine Schulden gebeichtet hatte. Allzuschwer nahm der Vater es bisher nicht auf. Hatte er doch selbst flotte Jahre gehabt, und da Schorns reich waren, fiel es dem Baron nicht schwer, dem Sohn auszuhelfen.

„Junge, du mußt jetzt aber wirklich vernünftig werden!" hatte es am Schluß wieder einmal geheißen, und Leutnant Bruno hatte es versprochen.

„Besonders spiele nicht, Junge, das bitte ich mir aus!"

Damit schloß die „Moralpauke des Alten", wie Bruno von Schorn sich dachte.

„Höre Friedel," begann der Vater wieder, nachdem er das Gemälde lange stumm betrachtet hatte, „die junge Dame, die sich da von dem Herrn kajolieren läßt, das solltest du wohl sein, wie?"

Das junge Mädchen lachte hell auf.

„Aber, Väterchen, ich habe je noch gar keinen Bräutigam! Ich bin glücklich, dich und Mutti zu haben, die Geschwister, mein schönes Heim und Pluto und meinen Ali! Ich denke gar nicht daran, mir einen Schatz zu suchen; ich bin auf der Sonnenseite geboren und hoffe, es soll immer so bleiben."

„Ja, mein geliebtes Kind, das hoffe auch ich," fiel die Frau von Schorn ein, „aber du mußt auch lernen, daß Wünsche dir versagt bleiben. Ich finde es zum Beispiel unnütz, daß Vater das Bild kauft."

„Ist es denn so teuer, daß wir nicht genug Geld haben?" fragte Elfriede erstaunt, die großen, unschuldigen Augen weit öffnend.

„Na, einige Stangen Gold wird es kosten, Kleine," sagte der Baron.

Einen Augenblick umwölkte sich das reizende Mädchengesicht, dann machte sich ihr liebenswürdiger Charakter geltend.

„So, dann tue es nicht, Väterchen," sagte sie schnell.

Baron Schorn hatte bereits beschlossen, den Wunsch seines Lieblinges zu erfüllen; in vierzehn Tagen war der Geburtstag Elfriedens. „Wird das eine Ueberraschung sein!" Er rieb sich die Hände vor Freude.

Allerdings hatte Schorn eben jetzt eine größere Summe in der Wirtschaft nötig für allerlei Anschaffungen, und der Junge, der Bruno, hatte den väterlichen Beutel stark in Anspruch genommen. Aber es mußte dennoch gehen; die Tochter durfte nicht unter des Bruders Leichtsinn leiden.

Frau von Schorn hatte Bekannte gefunden und setzte sich mit ihnen auf eine Bank. Ihr Mann ging hinaus, sich nach Bruno umzusehen. Auch die älteste Tochter Irmgard, die an den Hauptmann von Lörsbach verheiratet war, sollte kommen, um sich die Ausstellung anzusehen und später mit den Eltern den Abend zu verbringen. Elfriede blieb allein. Sie sah sich die Gemälde eine Weile an, kehrte aber dann zu ihren „glücklichen Menschen" zurück und vertiefte sich in das fesselnde Bild.

„Werde auch ich einst einen Mann finden, den ich so liebe wie jenes Mädchen, werde ich ihn mit denselben glücklichen Augen ansehen und fühlen, daß er mir alles werden könnte?"

Ein weicher, träumerischer Ausdruck trat in ihr Gesicht.

Und plötzlich hatte sie das Gefühl, nicht mehr allein zu sein. Jemand war leise an ihre Seite getreten, jemand sah sie an. Sie wandte sich um; ein Herr stand neben ihr. Es war ein in einen einfachen grauen Sommeranzug gekleideter junger Mann von vielleicht 28 Jahren. Er unansehnlich von Gestalt, die rechte Schulter war höher, das Gesicht blaß und unschön, aber zwei große, dunkle Augen schienen es zu durchleuchten; sie wurden von einem Kneifer bedeckt. Es glomm ein stilles Feuer in diesen braunen Augen, etwas Sehnsüchtiges, das den schmächtigen Körper zu verzehren schien, jene Sonnensehnsucht der Schattenblume, die so vielen vorschwebt und — versagt bleibt. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Hungerzeit 1870/71.

Es wird heutzutage viel geklagt und unsere lieben Hausfrauen stöhnen jetzt weidlich darüber, wie die Preise der Lebensmittel zur Zeit gestiegen sind. Wie würden sie aber jammern und wehklagen, falls sie für den Küchenbedarf die hohen Beträge verausgaben müßten, welche die Pariserinnen 1870—71 während der Belagerung zu zahlen gezwungen waren. Damals wurden die Pferde zum Nahrungsmittel. Die Lende der Pferde zahlte man mit 1,20 Mk. für das Kilo und das Filet mit 4 Mark für ein Pfund. Fast ebenso teuer stand das Maulesel-fleisch im Preise. Damals schlossen die Speisewirte einer nach dem andern wegen des schweren und teuren Beschaffens der Lebensmittel ihre Betriebe. Es war das begreiflich; kam doch ein kleiner Hase auf 20 Mk. zu stehen, der Scheffel Kartoffeln auf 12 Mk., eine halbe Katze auf 4,80 Mk. und selbst das Pfund Hundefleisch auf ungefähr 2 Mk. Die Fleischer hingegen hielten ihre Läden noch offen, aber sie verkauftenn statt Fleischwaren — Schokolade. Mitte Dezember wurde alles noch teurer. Da zahlte man für das Pfund Champignons 2 Mk., für einen Kohlkopf, je nach Größe, 2,40 Mk. bis 3,20 Mk. und für eine kleine Sellerieknolle 80 Pfg. Wer Lust nach einem frischen Ei hatte, mußte 1 Mk. fürs Stück vergüten; wer eine Taube zu schmausen gedachte, durfte für sie 4,80 Mk. aus dem Geldbeutel ziehen. Eine Händlerin in der Markthalle, die einen Star feilbot ,bekam ihn mit 1,20 Mk. bezahlt. In einer Delikatessenhandlung waren ein Dutzend Amseln zu sehen, und für jede von ihnen wurden 4,80 Mk. verlangt; der Verkäufer dachte gewiß, wenn Fischhändler zur damaligen Zeit für eine Handvoll kaum fingerlanger Fischlein 1,60 Mk. bekämen, sei er gut und gern berechtigt, für seine gefiederte Ware einen dreimal so hohen Betrag zu fordern. Gegen Weihnachten stellte sich ein kleiner Weißkohlkopf auf 3,20 Mk., ein Bündelchen Mangold auf 4,80 Mk., eine dicke rote Rübe auf 2 Mk., der Scheffel Kartoffeln auf 24 Mk. und das Pfund Mohrrüben auf 2 Mk. Man bekam eine winzige Artischocke für 4 Mk., einen kaum handgroßen jungen Salat für 60 Pfg. und eine Apfelsine für 3,20 Mk. Die geringsten Fischarten, wie Schellfische und dergleichen kosteten 4 Mk. das Pfund, eine Lerche 2 Mk. oder das Dutzend, wovon bekanntlich nicht gar viel Hungrige sich sättigen können, 16 Mk., ein Sperling 1 Mk., ein junges Hühnchen 24 Mk., ein Suppenhuhn 32 Mk. und ein ausgewachsener Hase 36 Mk. Speisen, die sich sonst im Jahre Bessergestellte ab und zu bei feierlichen Gelegenheiten wohl zu leisten vermögen, konnten nur noch Millionäre erschwingen, so zum Beispiel einen Truthahn für 400 Mk., einen Hammel für 340 Mark, eine Poularde für 48 Mk., ein Spanferkel für 240 Mk. Das Brot im belagerten Paris war ein gar verdächtiges Gebäck. Wegen des Notstandes durfte es nach Verordnung der Regierung enthalten: 50 Teile Getreide mit der Kleie, 30 Teile Reis und 20 Teile Hafer; trotzdem aber gelangte es fast durchweg nur mit weiteren Zusätzen von Erde, feingehacktem Stroh, und Gott weiß, mit was sonst noch allem, zum Verkaufe. 300 Gramm dieses keineswegs wohlschmeckenden Brotes zahlte man mit 38 Pfennigen. Obendrein war es äußerst schwer zu erhalten.

)(Die Rechnung des Arztes.

Mit den ersten Tagen des neuen Jahres hat der Familienvater, der im Laufe des alten Jahres zum Wohle seiner Lieben die Kunst des Arztes in Anspruch genommen heit, die seltene Gelegenheit, den freundlichen und hilfsbereiten Herrn Doktor auch einmal als Menschen kennen zu lernen, der an sich selbst denkt. Unter dem Haufen von Gratulationen und Rechnungen, die beim Jahreswechsel und in den ersten Januartagen manchen sorgsamen Hausvater stille Stoßzeufzer entlocken, flattert auch ein Gruß vom Doktor ins Haus, der sich bescheiden und lakonisch erlaubt, für ärztliche Bemühungen so und soviel Mark zu „liquidieren". In einer französischen Zeitung plaudert ein alter Pariser Arzt über die Sorgen und Nöte, die das Neujahr für den Heilkünstler mit sich bringen, denn so seltsam es auch ist, noch immer gehört die Rechnung des Arztes zu denen, die viele Leute mit einem unerklärlichen Unterton schmerzlicher Resignation betrachten und als allerletzte Rechnung bezahlen. Und der Arzt weiß das, weiß, daß unter den Klienten, die in der Stunde der Not ihn mit soviel Vertrauen, Hoffnung und Freundlichkeit begrüßen, stets eine stattliche Zahl von sparsamen Herzen sind, die in der Tiefe ihrer Seele die Liquidation des Arztes dunkel als eine naralische Beleidigung empfinden, auf die es keine andere Antwort gibt, als intensives Schweigen. „Ach, wenn Sie wüßten, welche Not viele Aerzte haben, um ihre Honorare endlich zu erhalten," so klagt der erfahrene Pariser Jünger des Aeskulap. „Wenn Sie wüßten, wie schwer es junge Aerzte haben, die kein Vermögen besitzen und von ihrer Arbeit leben wollen. Wenn Sie wüßten, wieviele junge Mediziner notgedrungen schließlich den Ausweg aus ihren Schmerzen in einer Heirat suchen, die vielleicht ohne die saumselige Zahlungsweise der Patienten nie zustande gekommen wäre. Die Fälle sind gewiß Ausnahmen, aber daß sie vorkommen können, zeugt von Mißständen, die sich nur durch die merkwürdige Betrachtungsweise erklären, die Patienten gewöhnlich um Neujahr herum dem ärztlichen Berufe widmen. Immer mehr setzt sich in unserer Zeit die Neigung durch, die Kunst des Arztes als eine Art Wohltätigkeit zu betrachten, als etwas wie die Wohltätigkeit der Wissenschaft.

Ein wiedererstandener Toter.

Von dem deutschen Postdirektor Henne, der bei der chinesischen Revolution nach britischen Meldungen ermordet sein sollte, was sich später aber als Irrtum herausstellte, ist bei in Hann.-Münd. lebenden Verwandten ein Brief eingelaufen, in dem H. seine Erlebnisse schildert. Es heißt da u. a.:

Da man in Hankau und an anderen Plätzen die Fremden in keiner Weise belästigt hatte, so fühlten wir uns ganz sicher und unbehelligt. Am 22. Oktober, dem Tage des Ausbruches der Revolution, ritt ich noch schnell zum Hospital, um dort mit den Engländern Rücksprache zu nehmen. Auf dem Rückweg fiel ich bewaffnetem Gesindel, etwa 150 oder mehr, in die Hände. Man nahm mir das Pferd ab und ich hatte einen harten Stand, um mich bis an die nächste Straßenecke durchzukämpfen. Dann erhielt ich von einem Kerl mit einem 10 Zentimeter dicken Knüppel einen furchtbaren Schlag auf die linke Schulter, und im nächsten Augenblick hielt mir ein anderer Halunke ein Gewehr entgegen, um mir eine Kugel in den Unterleib zu jagen. Ich stürzte mich auf den Menschen, schlug das Gewehr zur Seite, und der Schuß ging scharf an meiner rechten Seite vorbei. Was weiter passiert ist, weiß ich nicht, denn in demselben Augenblick muß man mich mit einem Schwerte niedergeschlagen haben. Ich kam erst wieder zur Besinnung, als ich zu Hause war. Verschiedene von den Wunden waren 10 Zentimeter lang und legten die Schädeldecke bloß. Daß ich mit dem Leben davongekommen bin, ist das reinste Wunder. Drei vernünftige Soldaten hatten sich meiner angenommen und mich nach Hause geschafft. Wenn es uns nicht gelungen wäre, diese drei Soldaten zu überreden, als Wache bei uns zu bleiben, so wäre es sehr fraglich, ob heute noch eine Seele von uns am Leben wäre. Mit Einbruch der Dunkelheit nahm aber das Morden und Brennen erst seinen Anfang. In unserer Straße, wo fast nur reiche Chinesen wohnen, und sich die großen Banken befinden, zog sich die ganze blutdürstige Meute zusammen, und alle Häuser wurden geplündert. Rings herum hatten wir Feuer. Das Gesindel lag beständig vor unserem Tore und verlangte Einlaß. Aber den Soldaten gelang es, die Hyänen abzulenken. Es war eine schreckliche Nacht. Ich lag halbtot, völlig angezogen im Bett. Die Leiter stand an der Mauer nach hinten, und wir waren die ganze Nacht zur Flucht bereit. In derselben Nacht wurde eine außerhalb des Südtores gelegene kleine Missionsschule für Knaben von Missionaren vom Pöbel vollständig zerstört. Sechs Kinder im Alter von 6 bis 15 Jahren sowie die Hausmutter und der Lehrer in der grausamsten Weise, die man sich nur denken kann, umgebracht, während es dem Hausvater gelang, mit dem jüngsten Kinde zu entkommen. Sobald wieder einigermaßen geordnete Verhältnisse hergestellt sind, gedenken wir nach der Küste zu reisen, um dort das weitere abzuwarten. Ich bin von dem Präsidenten der Republik Schansi mit der Leitung des Postwesens betraut worden, eigentlich gegen meinen Willen, denn ich habe nicht die geringste Neigung, hier zu bleiben.

Mit einer Lüge in den Tod gegangen.

Der 39jährige Invalide Wilhelm Jahnke in Berlin wurde in seiner Wohnung tot aufgefunden. Jahnke arbeitete früher als Straßenasphaltierer. Durch seine Trunksucht zog er sich ein Leberleiden zu, das ihn vor zwei Jahren arbeitsunfähig machte. Wegen seiner zahlreichen Familie — es sind sieben Kinder von sieben Monaten bis dreizehn Jahren vorhanden — erhielt er außer der Invalidenrente von 20 Mk. noch 30 Mk. Armenunterstützung. Die Frau mußte als Pförtnerin und Hausreinigerin den Rest zur Erhaltung der Familie erwerben. Jahnke konnte natürlich das Trinken nicht lassen. Mehr als einmal vertrank er die Invalidenrente. Schließlich wurde er lebensüberdrüssig und beschloß, seinem Dasein ein Ende zu machen. Aber selbst angesichts des Todes konnte er es sich nicht versagen, seiner Frau einen bösen Streich zu spielen. Er schrieb am Tage vor seinem Tode an einen Kameraden, seine Frau habe ihn vergiftet! Als seine Frau morgens aufstand, um das Treppenlicht im Hause anzuzünden, fand sie ihren Mann bewußtlos im Bette liegen. Ein Arzt, den sie sofort rief, ließ den Mann nach dem Virchow-Krankenhause bringen. Dort starb er. Unterdessen ging der Empfänger des Briefes zur Polizei. Frau Jahnke wurde verantwortlich vernommen, jedoch sofort wieder von der Polizei entlassen. Ihre älteste Tochter und deren Freundin hatten gesehen, wie Jahnke ein weißes Pulver, von dem ein Rest noch auf der Kommode gefunden wurde, in die Teekanne schüttete, und gehört, daß er sagte, er wolle sich vergiften. Die Kinder hatten sich aber dabei nichts gedacht, weil er öfters solche Reden führte.

Wechselvolles Schicksal eines Goldsuchers.

Vor elf Jahren erregte in Nordamerika die Nachricht von bedeutenden Goldfunden in der eisigen nordwestlichen Ecke des neuen Erdteils nicht geringes Aufsehen. Eine regelrechte Völkerwanderung setzte nach dort ein und neue Ortschaften entstanden aus dem Nichts in wenigen Monaten. Aber wie und wo und von wem die Goldadern gefunden waren, das interessierte wenig. Der Name des Entdeckers ist kaum bekannt geworden. Erst vor zwei Wochen hat man sich des Entdeckers der amerikanischen Goldfelder wieder erinnert, als die Newyorker Zeitungen die Nachricht von seinem Tode brachten. Dieser merkwürdige Mann hieß Thomas Womack und war, wie sein Vater, Prospektor und Wünschelrutengänger. Schon sein Vater hatte auf einer Durchreise mit der Wünschelrute in Cripple reek unter weiten Schneefeldern Gold vermutet, Caber an eine Erschürfung war damals wegen der Jahreszeit und der unwirtlichen Verhältnisse weitab von aller Kultur nicht zu denken gewesen, und mangels jeder Karte ließ sich auch der Ort nicht bezeichnen. Womacks Vater hatte die Kunst, Gold zu suchen, in seiner Heimat Kalifornien gelernt und auf seinen Sohn vererbt. Viele Jahre durchstreifte nun der abenteuerlustige, regelrechter Arbeit abgeneigte junge Womack mit Hacke und Wünschelrute in der kurzen Sommerszeit das Yukon-Gebiet, bis er 1901 den glücklichen Fund in Cripple Creep machte, der alle Welt in Aufregung versetzte. In wenigen Tagen besaß Womack Goldklumpen im Werte von Zehntausenden und die besten Mutungen. Aber solche genialen Leute ernten selten den Lohn ihrer Gaben: Womack vertrank und verspielte ihr Freudentaumel in kurzer Zeit das in wenigen Tagen erworbene Vermögen, verkaufte am Schenktisch seine Mutungen, die mehrere Millionen wert waren, für 10 000 Mk. und wurde eine Woche später, als er auch diese Summe durchgebracht hatte, Arbeiter auf seinen früheren Grubenfeldern. Jetzt starb er verarmt in Cripple Creel, nachdem er in der letzten Zeit von seiner Schwester unterhalten war.

Eine aufregende Wildschweinjagd

fand in Toulouse (Frankreich) statt. Eine Wildsau hatte sich aus der Gegend von Bourrassol auf das linke Garonne-Ufer geflüchtet. Gleich machten sich etliche Gelegenheitsjäger zur Verfolgung auf, nur mit Knüppeln bewehrt, doch das Tier durchschwamm die Garonne ein zweites Mal und machte es sich in einem Dickicht auf einer Insel bequem. Nun brachen drei beherzte Schlächterburschen zur Jagd auf, aber die Barke, die sie bestiegen hatten, kenterte kurz vor dem Ufer der Insel, und die Insassen konnten nur mit knapper Not gerettet werden. Ein zweites Fahrzeug stieß bald darauf ab, und drei andere Personen nahmen die Verfolgung auf, während ein Jäger mit einer Pirschbüchse auf das Hervorbrechen der Wildsau lauerte. Als das Tier sich zeigte, jagte er ihm eine Ladung Schrot in den Leib; er wurde von der darob entrüsteten Sau angenommen und konnte sich gerade noch auf einen Baum retten, von dem aus er einen zweiten Schuß abgab. Nun lie ßdie Sau von ihm ab und durchschwamm die Garonne zum dritten Male. Am andern Ufer standen Tausende von Leuten in dichtgedrängten Haufen. Als die Sau attackierte, verbreitete sich Angst und Schrecken unter all diesen Wackeren. Sie stoben nach allen Richtungen auseinander und gaben so einem gelernten Jäger freies Schußfeld, der mit einem Armeegewehr auf den Feind wartete. Doch erst der dritte Schuß streckte das Tier tot nieder, und im Triumph brachte die nun wieder mutig gewordene Menge die Beute zu einem Schlächter, der jedoch, ehe er Besitz von dem Wildpret ergreifen konnte, den Stadtzoll für Wild erlegen mußte. Die Sau wog hundertfünfzig Kilo. Dem glücklichen Schützen, einem Büchsenmacher namens Gaspert, wurde eine Ovation bereitet, die fast an die dem Spion Lux zuteil gewordene erinnerte.

Gesundheitspflege im Hause.

Gesundes Wohnen ist die Grundlage für das Wohl der Familie.

Den besten Schutz gegen Krankheit bilden viel Luft, Licht, Wasser und Reinlichkeit.

Durch das Lüften soll die Atmungsluft häufig und gründlich erneuert, und die Zimmer trocken gehalten werden.

Das Sonnenlicht vernichtet alle Krankheitskeime, es soll daher viel auf Fußböden und Wände, Möbel, Kleidung, Betten und Wäsche scheinen.

Wasser und Seife entfernen den Schmutz, den Träger der Krankheiten, sie sollen daher am menschlichen Körper und in den Wohnungen reichlich angewandt, die Fußböden täglich feucht aufgenommen werden.

Reinlichkeit soll im gesamten Haushalte bis in alle Ecken und Winkel hinein herrschen.

Bei Familien, welche hiernach verfahren, können Ansteckungskeime nicht leicht gedeihen. Deshalb ist reichliche Verwendung von Luft, Licht, Wasser, sowie peinliche Sauberkeit für gewöhnlich ein wichtiges Erfordernis der Gesundheit, noch wichtiger aber zu Zeiten, wo bereits ansteckende Krankheiten — Masern, Scharlach, Diphtheritis, Keuchhusten, Tuberkulose oder andere — im selben Hause, oder sogar in der eigenen Familie sind. Der Weiterverbreitung wird so am besten vorgebeugt.

Das Lüften der Wohnung. Auch in der kalten Jahreszeit soll so oft wie möglich gelüftet werden. Insbesondere sind nach dem Aufstehen, nach dem Mittagessen und vor dem Zubettgehen die Fenster 15—20 Minuten zu öffnen.

Wenn in einem Zimmer gewaschen wird, ferner, wenn beim Kochen eine starke Dampfentwicklung stattfindet, so soll während des Waschens und Kochens der obere Fensterflügel geöffnet werden, damit der Dampf eine Gelegenheit zum Abzuge hat.

Allerlei.

Ihr Brautringlein vermißte dieser Tage ein junges Mädchen in Iserlohn und alles Suchen nach demselben war vergebens. Dieser Ring wurde nun im Briefkasten aufgefunden. Der Postbote lieferte ihn auf dem Amte ab, woselbst ihn die überglückliche Verliererin wieder in Empfang nehmen kann.

Eine furchtbare Bluttat wurde in Werden verübt. In einer Wirtschaft war es zwischen den Fabrikarbeitern Scholten und Schulz zu Reibereien gekommen. Nach Schlichtung der Differenzen verließ Schulz das Lokal. Kurze Zeit später machte sich auch sein Gegner auf den Heimweg. Als er nun ahnungslos die Straße passierte, wurde er plötzlich von Schulz überfallen und nach kurzem Wortwechsel rannte Schulz ihm ein langes Brotmesser in den Leib. Der Erstochene brach zusammen men und war nach einigen Minuten tot. Der Mörder konnte kurze Zeit später verhaftet werden.

Totaufgefunden wurde auf der Berg.-Märk. Bahnstrecke zwischen Mühlheim und Eppinghofen ein etwa 70 Jahre alter Mann. Der Kopf des Mannes, beide Beine und der linke Arm wiesen schwere Verletzungen auf, anscheinend von dem Stoß einer Maschine. In dem Toten erkannte man den Rentner Schmitz aus Dümpten. Der Mann hatte in Solingen seinen Bruder besucht und ist auf der Heimfahrt verunglückt. Es ist anzunehmen, daß der Mann während des Haltens des Zuges vor der Station ausgestiegen ist.

Blutiger Streit in der Kirche. In Goritza begab sich der Bauer Franz Csaz in angeheitertem Zustand in die Kirche. Im Gotteshause angelangt, geriet er mit seinem Bruder Nikolaus plötzlich in Streit, riß sein Taschenmesser heraus und stieß es ihm tief in die Herzgegend. Der Gestochene brach blutüberströmt zusammen und war binnen wenigen Minuten eine Leiche. Franz Csaz gelang es, in der Verwirrung zu entkommen.

Vor Schreck gestorben. Aus Paris wird gemeldet: In Gravelines, unweit von Calais, stellte sich der Schreiber des Friedensrichters in der Wohnung eines Herrn Marquis ein, um die gerichtlichen Siegel anzulegen, denn Besagter war, so hieß es, soeben gestorben, und ein Inventar seines Nachlasses sollte daher aufgenommen werden. Als der Beamte noch mit seiner Arbeit beschäftigt war, erhob sich plötzlich eine drohende Stimme im Hintergrunde des Schlafzimmers. Der vermeintliche Tote beschwerte sich energisch über die Störung seines Hausfriedens. Als der arme Mann dann erfuhr, um was es sich handle, erschrak er dermaßen, daß er auf der Stelle starb.

Verhängnisvoller Heldenmut. Mehrere tragische Vorfälle, bei denen zugleich mit den Opfern des Unglücks tapfere Retter ihr Leben einbüßten, ereigneten sich dieser Tage in England und Irland. In East Shalford in Essex vermißte ein junges Ehepaar, dessen Wohnung dicht bei einem Bahngleis lag, sein dreijähriges Söhnchen. Von schlimmer Ahnung erfaßt, eilten die Eltern zur Gleisstrecke. Dort fanden sie nicht nur das einzige Kind, sondern auch einen in ihrem Hause wohnenden jungen Mann als verstümmelte Leichen auf. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte der junge Mensch das auf dem Bahnkörper spielende Kind beim Herannahen eines Zuges retten wollen, als es dazu bereits zu spät war. — Nahe bei Franlingham in Suffolk stürzte die Frau eines Farmers in einen Teich. Auf ihre Hilferufe lief der in der Nähe beschäftigte Ehemann herbei, doch gelang ihm die Rettung nicht, und beide ertranken. Das Paar hinterläßt sieben kleine Kinder. — Bei einem Hausbrand in Dublin versuchte ein Ingenieur seine in dem brennenden Gebäude befindlichen drei Kinder zu retten. Er konnte jedoch nur eines der Kleinen in Sicherheit bringen; ein zweites erlitt lebensgefährliche Verletzungen, und das dritte verbrannte zusammen mit dem heldenmütigen Vater.

Wintergewitter. In verschiedenen Teilen Frankens gingen starke Wintergewitter, begleitet von Hagelschlag, nieder. In Obernbreit schlug der Blitz in die Friedhofskapelle und beschädigte den Dachstuhl.

40 Wagen

wie Halbverdecks, Landauer, Jagd-, Sport-, Selbstfahrer- u. Breakwagen, Dogkarts mit u. ohne Gummi, Gigs, Metzger-, Bäcker-, Flaschenbier-, Milch- u. Kastenwagen, teils neu, teils gebraucht, aber gut erhalten, werden jetzt im Winter zu jedem annehmbaren Preise verkauft.

F. Sticht, Wagenfabrik,
Blankenstein (Ruhr), Tel. 423.

Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden Tabak.

1 Tabakspfeife umsonst zu 2 Pfd. meines berühmten Förstertabak für M. 4.25 frk. 9 Pfd. Passerentabak u. Pfeife kost. zus. M. 5.— frk. 5 Pfd. Jagd-Kanaster m. Pfeife M. 6.50 frk. 9 Pfd. holländ. Kanaster mit Pfeife M. 7.50 franko. 9 Pfd. Frankfurter Kanaster m. Pfeife kost. frk. M. 10.— gegen Nachnahme. Bitte anzugeb. ob nebenstehende Gesundheitspfeife oder eine reichgeschnitzte Holzpfeife oder eine lange Pfeife erwünscht.

E. Köller, Bruchsal (Baden)
Fabrik, Weltruf!

Käse, Holsteiner-Holländer, fettige u. schnittige Ware, kein Kunstprodukt netto **9 Pfund nur Mark 3.15.**, 9 Pfd. gesalz. Schweinefleisch M. 2.70, 9 Pfd. geräuch. Rippenspeck M. 6.75, 9 Pfd. ger. Schweinsbacken ohne Knochen M. 6.30 liefert ab hier unter Nachnahme 8165
Heinrich Krogmann, Norddorf i. H. 395

Miet-Pianos

in grosser Auswahl,
günstige Bedingungen
bei späterem Kaufe

Rud. Ibach Sohn,
Barmen, Neuerweg 40/42.

Das grosse Bett 11.75 M
(Oberbett, Unterbett, 2 Kissen), m. bestgereinig. neuen Federn, besser 15, 18, 1½schl. 14.75, 18, echtrot 22½, 25½, 29½, 34½ bis 95, 2schl. M. 5 mehr. Glänz. Anerk. f. ganz hervorragende Ware. Nicht gef. Geld zur. Liste frei.
Bettenfabrik Herm. Eberle, Kassel 154.



Pferde
bewahren auch im Winter auf glatter Bahn ihre volle Leistungsfähigkeit durch Leonhardt's Original-H-Stollen mit der Marke L & Co. Original-H-Stollen sind altbewährt und im Gebrauch die billigsten.

Bin verzogen nach Südstr. 9,
Ecke Bahnhofstrasse

Dr. med. Rusche

Spezialarzt f. Haut-, Harn- u. Geschlechtskrankheiten.
Anstalt für Röntgen-, Licht- und elektr. Behandlung.
Hagen i. W. Fernspr. 1906
Sprechstund. 9—12, 3—6.

Zurückgekehrt!

Dr. med. Hartung

Frauenarzt
Dortmund,
Elisabethstrasse 2.

Logis frei. Cafe Feigel, Hatting, Bismarckstraße 11.

Kopfläuse
mit Brut vernichtet radikal
Rademachers Goldgeist. Patentamtl. geschützt. Nr. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert d. Haarwuchs, verhüt. Zuzug v. Parasiten. Wichtig für Schulkinder. Tausende v. Anerkennungen. Flasche

Vorsicht! Man hüte sich beim Einkauf vor Nachahmungen mit ähnlichen Namen und achte genau auf die Bezeichnung **Goldgeist** W. Z. 75198.

Verlangen Sie

bei Ihrem Kaufmann nicht einfach „Suppen-Würfel", sondern stets ausdrücklich

MAGGI's Suppen

Schutzmarke Kreuzstern,

denn sie sind die besten!

Mehr als 30 Sorten
wie Reis, Erbs, Sternchen, Grünkern, Kartoffel, Rumford u. s. w.
1 Würfel für 2-3 Teller **10** Pfg.



Ibach

Kais. u. Königl. Hof-Flügel- Pianino-Fabrikant, gegr. 1794

empfiehlt in reicher Auswahl zu bequemen Bedingungen **PIANOS** und Flügel in altbewährter Güte, IBACH-PIANOLA-PIANOS d. h. IBACH-Pianos mit eingebautem Klavierspielapparat, Pianolas mit Themodist und Metrostyle, sowie Harmoniums. — Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses IBACH.

RUD. IBACH SOHN, BARMEN
Neuerweg 38—42.

Bei Gicht, Rheumatismus,

Hüftweh, Lendenschmerzen, Steifheit, Gliederreißen, Geschwulst, Nervenschmerzen 2c. hat selbst in hartnäckigen Fällen schnell, oft schon über Nacht, wie ein Zaubermittel **Pohls Rheumatismus-Tee** (Sambuci) gewirkt. à Paket M. 1—, 3 Pakete zur Kur M. 2.50. In den Zwischenpausen reibe man mit dem schmerzstillenden, wohltuenden, tausendfach erprobten **Pohls Karmeliter-Geist** ein. Garantiert unschädlich. à Flasche M. 1.—, extra stark M. 2.—. Zahlreiche Dankschreiben. Ein Versuch überzeugt von der geradezu elektrisierenden Wirkung. Nur allein echt bei **Georg Pohl** in **Berlin, Hohenstaufenstr. 69,** an der Goltzstraße. 40

Ich verlegte meine Wohnung in mein Haus

Bahnhofstraße 8,

das 2. Haus unter meinem bisherigen. I 1433

Dr. Dissmann,

praktischer Arzt
Dahlhausen a. d. Ruhr.

Ia Schweinefleisch 25 Pfg. Plockwurst 35, Mettwurst 60 Pfg. vers. von 10 Pfund an per Nachnahme. 7935
A. Honerlah, Elmshorn (Holstein)

Solider Mann
erhält Feuerversf.-Agentur Off. nach **Dortmund,** Postschließfach Nr. 109.

Überzeugen Sie sich, daß die **Deutschland-Fahrräder**



in der Qualität die besten, dabei im Preise außerordentlich billig sind! Verlangen Sie gefl. kostenfrei Illustr. über 400 Seiten starke u. 28x35cm. große Preisliste-vielreichhaltigste d. Branche auch über Radfahrer-, Auto- und photogr. Bedarfsartikel, Nähmaschinen, Waffen, Uhren, Musik- und Goldwaren etc. von
August Stukenbrok, Einbeck 15
Grösstes Fahrradhaus Deutschlands.

Wirtschaft.

Gutgehende Wirtschaft ist an tüchtige zahlungsfähige Fachleute zum 1. Februar zu vermieten. 133
Schriftl. Anfragen sind unter **R.x 150** an die Geschäftsstelle d. Ztg. in Hattingen zu richten

---

Oefen Herde u. Kamine
macht tief-



---

35 neue rote Betten
1½ schläfig von prima Daunenköper, je Oberbett, Unterbett u. 2 Kissen mit 20 Pfd. neuen Halbdaunen gefüllt zusammen nur **M. 30,** —. Dasselb. Gebett mit Daunen-Deckbett nur **M. 35,** —. Prima herrsch. Daunenbett nur **M. 40,** —. 2 schläf. kost. jed. Gebett **M. 5,** — mehr. Verpack. frei. Viele Dankschr. Katalog versenden gratis **Bitter & Co., Bettenfabr., Jena 50, Unt. Markt.**

Flechten

näss. u. trockene Schuppenflechte, skroph. Ekzema, Hautausschläge,

offene Füße

Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig;
wer bisher vergeblich hoffte geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten

Rino-Salbe

frei von schädl. Bestandteilen. Dose Mark 1,15 u. 2,25. Dankschreiben gehen täglich ein. Nur echt in Originalpackung weiß-grün-rot und mit Firma Schubert & Co., Weinböhla-Dresden. Fälschungen weise man zurück. Zu haben in den Apotheken.

Wybert-Tabletten
Schützen Sie vor
HUSTEN HEISERKEIT KATARRH

Allen Personen, die ihre Stimmorgane anstrengen müssen, gewähren **Wybert-Tabletten** sichersten Schutz vor Ermüdung der Stimme. Sie sind bei Erkältungen der Atmungsorgane ihrer lösenden Eigenschaften wegen geschätzt.
Tausende bezeugen die einzigartige Wirkung derselben. Vorrätig in allen Apotheken à Mk. 1.—.
Depot in Hattingen: **Löwen-Apotheke** a. Kirchplatz. 6122



Nicht zu ersetzen
ist wirklicher Bohnenkaffee!
Verlangen Sie stets
Lunz' geröstete Kaffees
in der geschlossenen Originalpackung!
Preislage von M. 0.75 bis M. 1.10 p. ½ Kilo.

Sternwollen

sind die besten
Strickgarne

wo nicht zu haben, werden Bezugsquellen genannt von
Sternwoll-Spinnerei
:: Altona-Bahrenfeld ::

FABRIK-ZEICHEN

lügel in altbewährter
IBACH-PIANOLA-
OS d. h. IBACH-
s mit Themodist und
mtausch, Reparatur
ertjährige Erfahrung
es IBACH.
BARMEN
te meine Wohnung
13
offstraße 8,
3 unter meinem
I 1433
issmann,
ischer Arzt
en a. d. Ruhr.
n Sie sich, daß die
and-Fahrräder
tät die besten, dabei im
Berordentlich billig sind
en Sie gefl. kostenfrei illustr
Seiten starke u. 28×35cm. große
ste-vielreichhaltigste d. Branche
über Radfahrer-, Auto- und
gr. Bedarfsartikel, Näh-
chinen, Waffen, Uhren, Musik-
nd Goldwaren etc. von
enbrok, Einbeck 15
radhaus Deutschlands.
tschaft.
e Wirtschaft ist an
lungsfähige Fach-
. Februar zu ver-
133
Anfragen sind unter
die Geschäftsstelle
attingen zu richten
en
erde u.
Kamine
tief-
beline
das beste
lanzmittel
nigar Fabrikant
z Jun. Aktiengesellschaft, Leipzig
fschwarzen Glanz
glänzend
beline
stbewährte
npolitur
rlerhältlich
e rote Betten
von prima Daunen-
berbett, Unterbett u.
20 Pfd. neuen Halb-
füllt zusammen nur
Dasselb. Gebett mit
ckbett nur M. 35,—.
ch. Daunenbett nur
2 schläf. kost. jed.
5, — mehr. Verpack.
Dankschr. Katalog
gratis Bitter & Co.,
Jena 50, Unt. Markt.
zchten
ockene Schuppenflechte,
zema, Hautausschläge,
ne Füße
n, Beingeschwüre, Ader-
e Finger, alte Wunden
ft sehr hartnäckig;
er vergeblich hoffte
erden, mache noch einen
t der bestens bewährten
no-Salbe
schädl. Bestandteilen,
Mark 1,15 u. 2,25.
den gehen täglich ein.
t in Originalpackung
n-rot und mit Firma
Co., Weinböhla-Dresden.
en weise man zurück.
n in den Apotheken.
f-Tabletten
rzen Sie vor
HEL SEIFEN KA FARBE
Personen, die ihre
rgane anstrengen
gewähren
ert-Tabletten
n Schutz vor Er-
der Stimme. Sie
Erkältungen der
sorgane ihrer lö-
Eigenschaften we-
hätzt.
nde bezeugen die
tige Wirkung der-
Vorrätig in allen
en á Mk. 1.—.
in Hattingen:
Apotheke a. Kirch-
platz. 6122

Zweites Blatt zu Nr. 2.

Jeanne d'Arc.

Zum 500jähr. Geburtstage der „Jngfrau von Orleans" am 6. Januar 1912.

Von Theodor Johannes.

(Schluß.)

In glänzender Weise entledigte sich Johanna ihrer Aufgabe. So schreckhaft ihr Eindruck war, den sie auf die Engländer machte, so begeisternd wirkte sie auf die Franzosen, die in der Jngfrau ein überirdisches Wesen sahen, unter deren Anführung ihnen der Sieg gewiß sei. Sie selbst erschien in glänzender Rüstung, auf einem weißen Streitroß reitend, in der einen Hand eine weiße, mit goldenen Lilien und dem Bilde der Jungfrau Maria gezierte Fahne, in der anderen ein geheimnisvolles Schwert, das auf ihre Veranlassung hinter dem Altare der St. Katharinenkirche in Fierbois ausgegraben worden war. Glücklich gelangte sie in die Stadt Orleans, wo sie mit Jubel empfangen wurde. Ihr erster Gang war in die Kirche, um Gott für den gelungenen Anfang ihres Werkes zu danken . Nun machten die Franzosen unter ihrer Anführung glückliche Ausfälle und eroberten eine englische Schanze nach der andern. Immer mehr hob sich der Mut der Franzosen, während ein Grauen wie vor Geisterspuk sich im englischen Heere verbreitete und die Kräfte der Krieger lähmte. Denn daß das Mädchen ein Wesen höherer Art sei, daran zweifelte niemand mehr, und wenn auch die Feinde den Glauben verbreiteten, sie stehe mit dem Teufel im Bunde — wenn der Ruf ertönte: „Die Jungfrau kommt!" war kein Halten im englischen Heere. So mußte denn schon nach neun Tagen die Belagerung aufgegeben werden, Johanna aber erhielt von dieser ersten Waffentat den Namen „Jungfrau von Orleans".

Jhr erstes Versprechen hatte Johanna erfüllt, und nun schickte sie sich an, auch ihr zweites, die Krönung des Königs, zu erfüllen. Sie begab sich nach Tours zum Könige, kniete vor ihm nieder und sprach: „Wohledler Dauphin, kommt nun und empfanget die heilige Salbung und Eure königliche Krone in Reims!" Nun waren aber alle Städte auf dem Wege nach Reims in den Händen der Engländer und Burgunder; aber dennoch unternahm Karl den Zug und folgte seiner begeisterten Befreierin, die ihn glücklich durch alle Feinde hindurchführte. Mit großem Gepränge hielt der König seinen feierlichen Einzug in Reims, und bereits am folgenden Tage, am 17. Juli 1429, fand die Krönung statt; während der Feierlichkeit stand die Jungfrau an der Seite des Königs und hielt das Banner über ihm.

Nach manchen Berichten soll Johanna hierauf den König gebeten haben, sie wieder zu den Jhrigen zurückkehren zu lassen, da ihre Sendung erfüllt sei, doch auf Drängen des Königs noch geblieben sein. Gewiß, daß sie nach der Krönung des Königs noch einige Zeit beim Heere blieb, und es kann nicht zweifelhaft sein, daß ihr als letztes Ziel die völlige Vertreibung der Engländer vom französischen Boden vorschwebte. Aber ihr Wesen war sichtlich verändert: es fehlte ihr die feste Zuversicht, sie war unruhig und unentschlossen. Der Grund lag gewiß mit in der Gleichgültigkeit des Königs und in den Ränken und Tücken einer starken Hofpartei, der der Einfluß der von Volksgunst getragenen Jungfrau lästig war. Als sie daher einsah, daß sie mit dem Könige ihr Werk nicht fortführen könne, trennte sie sich von ihm und faßte den kühnen Entschluß, auf eigene Faust den Krieg gegen die Engländer fortzusetzen. Aber bei den Franzosen erlosch allmählich die frühere Begeisterung, die Feinde jedoch erholten sich von ihrer Furcht und leisteten herzhafteren Widerstand. Jm Mai des Jahres 1430 wurde sie bei einem Ausfall aus Compiegne, das sie zu retten gekommen war, von den Burgundern gefangen genommen, gegen ein hohes Lösegeld aber an die Engländer ausgeliefert, die sie in einen tiefen Kerker geworfen, denn man betrachtete sie nicht als eine Kriegsgefangene, sondern als eine Zauberin, die mit dem Teufel im Bunde stände. Selbst die Universität Paris gab einen Spruch ab, nach dem sie das „Rüstzeug der Hölle" sei. Johanna aber setzte allen Peinigungen, allen Roheiten, mit denen man ihr im Gefängnisse begegnete, heldenmütige Kaltblütigkeit entgegen. An Leib und Seele gebrochen, wurde sie im Mai 1431 zum Zugeständnisse alles dessen gezwungen, was sie bisher standhaft geleugnet hatte, und die Richter verurteilten sie zum Feuertode. Keine Hand regte sich zu ihrer Rettung, selbst der willensschwache und unselbständige König Karl VII., der ihr seine Krone und sein Reich verdankte, tat nichts für sie. So wurde sie denn am 30. Mai 1431 auf dem Marktplatze von Rouen öffentlich verbrannt. Tief ergriffen, aber mit Ergebung in Gottes Willen bestieg Johanna den Holzstoß, und als schon die Flammen an ihr emporzüngelten, erklärte sie noch mit lauter Stimme, daß sie von Gott gesendet sei, und aus dem lodernden Feuer hörte man noch die inbrünstigen Gebete der Gequälten, bis ein letzter Ausruf „Jesus!" ihren Leiden ein Ende machte. Jhre Asche wurde gesammelt und in die Seine gestreut, damit auch nichts von ihr den Franzosen übrig bliebe. Der Tod der Jungfrau führte indes das Waffenglück der Engländer nicht zurück. Die Burgunder versöhnten sich mit Karl VII., Paris öffnete ihm die Tore, und die Engländer mußten schließlich das Festland räumen.

Nicht lange nach der Beendigung des blutigen Völkerstreites, im Jahre 1456, wurde der Prozeß der „Jungfrau von Orleans," der eine Schmach für den französischen Klerus bleibt, im Auftrage des Papstes revidiert und für null und nichtig erklärt, worauf die Unschuld der so schwer verleumdeten Jungfrau öffentlich ausgesprochen wurde. Erst der Neuzeit aber blieb es vorbehalten, mit Bewunderung und Verehrung die Sendung und die Taten des Heldenmädchens zu erforschen und zu feiern. Davon zeugen die Werke der Dichter und Geschichtsschreiber sowie die herrlichen Standbilder, die man der Jungfrau in Paris, Rouen und Orleans errichtet hat.

Neujahrsgrüße zwischen Offizierkorps.

Wie alljährlich, so tauschten auch heuer die Offizierkorps der nrdwestlicheon Garnison Deutschlands, Kleve, u. der südöstlichen, Pleß, beim Jahreswechsel telegraphische Grüße. Das Telegramm des Offizierkorps des 3. Bataillons des Jnfanterieregiments Nr. 56 lautete folgendermaßen:

Glück auf zum neuen Jahr, Jhr Hüter
Fern im Südost vom deutschen Land!
Hoch im Nordwest die Waffenbrüder
Von Kleve reichen euch die Hand.
Die Schwerter scharf! Wir haben Acht
Südost, Nordwest auf treuer Wacht!

Offizierkorps 3/56.

Die Antwort aus Pleß ließ nicht lange auf sich warten. Sie lautete wie folgt:

Die Grüße des Falkensteins-Bataillon
Erhielten wir gestern abend schon.
Wie früher auch diesmal, hocherfreut
Erwidern in treuer Brüderlichkeit
Ulanen von Katzler und Meldeamt Pleß,
Daß Kleve weiter uns nicht vergeß.
Die Jahreszahl wechselt, die Treue besteht
Bei euch und bei uns und soweit das Reich geht.
So reichen wir heute vereint euch die Hand
Und rufen: „Es lebe hoch das Vaterland!"

Offiziere des Ulanen-Regiments 2
und des Meldeamts Pleß.

‡ Der Champion der Wahlredner.

Allenthalben im deutschen Land sind jetzt die Kandidaten unterwegs, um Fühlung mit ihren Wählern zu gewinnen. Jeden Tag eine Rede, das ist wohl die Mindestleistung, die man von einem eifrigen Reichstagskandidaten erwartet, und besonders tüchtige werden auch zwei bis drei täglich zum Stapel lassen. Aber was bedeutet das gegen die Leistung des Champions unter den Wahlrednern, an dessen Beispiel zu erinnern heute nahe liegt! Theodore Roosevelt kann diesen Ehrentitel mit Fug und Recht in Anspruch nehmen; denn was er im Jahre 1900, als Mackanley als Kandidat für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten und Roosevelt für die Vizepräsidentschaft aufgestellt war, auf seiner Wahlreise vollbracht hat, dürfte kaum je überboten werden. Recht vorstellen kann man es sich nicht, wie er die körperlichen und geistigen Anstrengungen hierbei überwunden hat, wenn sein Biograph Max Kullnick erzählt, daß er für acht Wochen sein Heim in einem Extrazug aufschlug und während dieser Zeit etwa 22 000 (englische) Meilen durch fast alle Staaten der Union zurücklegte. Jn jeder wichtigeren Stadt machte er Halt und hielt eine Rede, in der er die Wahl Mackinleys empfahl und sein Programm entwickelte. Jm Staate Newyork allein besuchte er ungefähr 200 Städte; die Zahl der kürzeren oder längeren Reden, die er in den acht Wochen zu halten genötigt war, belief sich nach einem Zeitungsbericht auf 673, d. h. im Durchschnitt täglich mehr als zehn, die Menge des Volkes, die seine Reden anhörte, wird auf dreieinhalb Millionen geschätzt. Bei dieser Blitzwahlreise wollte es nun der Zufall, da ßRoosevelt auf einer Station, auf der seine Maschine Wasser nehmen mußte, mit Bryan, dem demokratischen Gegenkandidaten Mackinleys, zusammentraf, und die gemütliche Art, wie die beiden Gegner einander begrüßten, mag auch als Muster guter Sitten zwischen Wahlgegnern angeführt werden. „Hallo, Billy!" rief Roosevelt. „Hallo, Teddy!" rief Bryan, wie steht es denn nach so vielen Reden mit deiner Stimme?" „Oh, meine Stimme ist so rauh wie das Programm des Demokraten", scherzte Roosevelt. „Meine", entgegnete Bryan, „ist gebrochen wie die Versprechungen der Republikaner". Alles lachte; bald pfiffen die Lokomotiven, und die beiden Nebenbuhler verabschiedeten sich vergnügt voneinander, um ihre Ziele fortzusetzen und weiter um die Gunst des Volkes zu werben.

≤ Eine Tragödie aus dem Leben.

Vor dem Polizeigericht Harlem in Newyork erschien dieser Tage eine zerlumpte. schmutzige, völlig betrunkene Frau und forderte, daß man jemand vor Gericht laden solle. Den Beamten war es jedoch unmöglich, die Worte, die sie mit schriller Stimme ihnen zuschrie, zu verstehen, und sie ließen sie in die Zelle abführen ,bis sie wieder nüchtern würde. Als sie dann wieder vor den Schranken des Gerichtes erschien, erklärte sie, daß sie nichts mehr mit dem Gericht zu tun haben wünschte ,und damit humpelte sie mühsam wieder hinaus. Die Frau, die hier als ein vollständiges menschliches Wrack vor dem Gericht erschien, war Evelyn Granville, vor 20 Jahren die berühmte Schönheit des Broadway, anerkannt die schönste Frau der 80er Jahre auf der amerikanischen Bühne, weit und breit als „Amerikas griechische Göttin" gerühmt. Sie war nach Newyork gekommen, als sie noch ein kleines Mädchen war, und schon damals fiel sie wegen ihrer Schönheit auf. Wenn sie zur Schule ging, pflegten die Leute auf der Straße sich nach ihr umzusehen. Man redete ihr dann ein, daß sie für die Bühne geboren wäre, und die Theaterdirektoren schätzten den Wert ihrer Schönheit so hoch ein, daß sie sie mit Engagements überhäuften, obwohl sie weder singen noch spielen konnte. Auf der Bühne feierte sie glänzende Triumphe, die sie aber ausschließlich ihrem blendend schönen Gesicht und ihrer hohen eleganten Erscheinung verdankte. Sie trat nacheinander in den verschiedenen damaligen Modetheatern auf und wurde stets aufs höchste gefeiert. Die Wendung in ihr Schicksal machte ein reicher Buchmacher, Burton Webster, mit dem sie immer zusammen gesehen wurde. Es kam zu einer Tragödie, die merkwürdig an den berühmten Fall Henry Thaws unserer Tage erinnert. Eines Abends, im Jahre 1891, besuchte Charles Goodwin. ein Mitglied der Börse, zusammen mit seinem Freunde Evelyn, während Webster nicht zu Hause war. Als dieser dann wiederkam, erzählte sie ihm, die beiden Männer hätten sie gröblich beleidigt, und am nächsten Morgen suchte Webster Goodwin in seinem Büro auf und schoß ihn nieder. Einer der größten Sensationsprozesse war die Folge. Die Geschworenen wandten auf Webster das berühmte „ungeschriebene Gesetz" an und verurteilten ihn nicht wegen Mordes, sondern fanden ihn nur des Totschlages schuldig; er erhielt 19 Jahre Gefängnis, wurde aber nach Ablauf von sieben Jahren wieder freigelassen. Während des Prozesses fand die Hochzeit von Evelyn Granville in dem Gefängnis statt, nachdem den beiden ein Kind geboren war. Als Webster in das Sing-Sing-Gefängnis überführt worden war,

Erste Liebe.

Novelette von F. Roderburg.

(Nachdruck verboten.)

Von tiefer Bewegung, die ihm das Herz abdrücken wollte, wurde Kurt Wolfram, soeben auf dem Bahnhof zu H. aus dem Wagen steigend, ergriffen, und er hätte fast geweint. Und doch war es keine schmerzliche Erinnerung, die ihn überkam. im Gegenteil gedachte er der schönen Tage einer glücklichen Kindheit, die er in dieser anmutigen Stadt verlebt hatte. Kurz vorher hatte er sich im Eisenbahnkoupee darauf gefreut, den blühenden Garten seines Onkels wiederzusehen, dessen helles Lachen das Haus erfüllte, wo er ehemals als Schüler manche Ferienwoche zugebracht hatte. O wie lag so weit jene Zeit der glücklichen Sorglosigkeit und der Freude! Der Gedanke, daß seitdem fünfzehn Jahre verflossen waren, die viele seiner süßen Träume zerstört hatten, rief diese Gemütsbewegung hervor.

Und doch war ihm jetzt ein anderes Gefühl beschieden! Er liebte von Herzen sein junges Weib, das ihm zwei liebliche Kinder geschenkt hatte, und wußte sich von ihr wieder geliebt. Nichts Süßeres gab es für ihn, als wenn er Abends in sein trautes Heim zurückkehrte, wo drei Herzen nur für ihn schlugen. Freilich wußte er damals, wenn er in den Ferien als Schüler auf derselben ausstieg, wo ihn Onkel Hermann und Tante Julchen erwarteten, noch nichts von den Sorgen des Geschäfts, er kannte noch nicht den harten Kampf ums Dasein, der ihm jetzt, kaum dreißig Jahre alt, weiße Fäden in sein schwarzes Haar gemischt hatte.

Aber Kurt war Philosoph. „Ach was", dachte er, „soll ich jetzt wieder wie ein altes sentimentales Weib um meinen entschwundenen Lebensfrühling weinen? Jst der Lenz dahin, so lebe der Sommer!" Damit stieg er in eine Droschke.

Jm übrigen schien ihm die Stadt einen freundlichen Empfang zu bereiten. Die Kaiserstraße glänzte im Sonnenschein und war belebt von zahlreichen Kavallerieoffizieren in ihren glänzenden Uniformen. Auf der großen Brücke, welche über die Elbe führt, bewunderte er den breiten Strom mit seinen in der Sonne glänzenden Fluten, mit seinen grünen Jnseln und gelben Sandbänken. Vor der Brücke hatten ihn die Statuen von Goethe und Schiller, umgeben von prächtigen Anlagen, wie alte Bekannte begrüßt, und geradeaus winkte ihm der majestätische Turm der alten Kathedrale entgegen, so daß er den Eindruck hatte, als sei seit seiner letzten Reise hierher erst ganz kurze Zeit verflossen — und doch war es schon so lange her. Nichts in der Tat hatte sich verändert. Den Kutscher, der ihn fuhr, glaubte er auch schon gesehen zu haben; wahrhaftig, es war derselbe, mit dem er damals in Begleitung seines Onkels nach Dresden fuhr, wo er seine erste Zigarette geraucht hatte.

* * *

Kurts Ankunft war ein großes Fest im Hause des Onkels, der seinem Neffen mit hellem Lachen empfing, während Tante Julchen ihn erst mütterlich umarmte und ihm dann in sanften Worten Vorwürfe machte, daß er seine Ankunft nicht wenigstens durch ein kurzes Telegramm angemeldet hatte.

Kurt erklärte ihr, daß er sich auf der Heimkehr von einer Geschäftsreise befinde und ihm erst unterwegs im Waggon der Gedanke gekommen sei, sich einige Stunden in H. aufzuhalten; noch heute abend werde er wieder abreisen.

„Unterdessen, mein Junge", rief der Onkel, „gehe ich in den Keller, um eine Flasche alten Weißwein heraufzuholen. Der soll dir munden, mein Junge!" Kurt besuchte alle Zimmer des Hauses. Kein Gegenstand hatte in den fünfzehn Jahren seinen Platz verändert; im Vorsaal waren an den Wänden noch die Waffen, die der Onkel als Andenken aus dem Kriege von 1870 mitgebracht hatte, und auf dem Kamin des Speisezimmers standen noch die französischen Granaten, aus denen der Onkel Tabaksdosen gemacht hatte.

Aber nach dem Frühstück, als Kurt, während der Onkel im Geschäft nachsah und die Tante sich in der Wirtschaft zu schaffen machte, im Garten spazieren ging, beschlich ihn von neuem die wehmütige Stimmung, in die er schon auf dem Bahnhof, als er den Zug verließ, gekommen war. Er richtete die Augen nach dem Nachbarhause, das in weißem Schimmer aus dem Grün des Parkes hervorlugte, und lange blieb sein Blick auf den hellen Vorhängen eines Fensters haften, das nach des Onkels Garten ging. Laut klopfte sein Herz. Wie im Traum sah er auf dem Balkon ein junges Mädchen erscheinen, mit Wangen wie roter Samt, mit dunklen Augen und Lippen rot die wie Rosen, die an der Mauer emporrankten. Sie war damals 16 Jahre alt wie er. Jhre schwarzen Locken fielen auf eine Mantille von weißen Spitzen, und in allem hatte sie das Aussehen einer Spanierin. Sie blickte sich um, ob sie auch von niemanden gesehen werde, und warf ein mit einem Stein beschwertes Briefchen herab, das zu Kurts Füßen niederfiel. Schnell hob er es auf, und das liebliche Mädchen verschwand, nachdem sie ihm ein Kußhändchen zugeworfen hatte. Ach! heute war das alles nichts als eine süße schmerzliche Erinnerung — und die Vorhänge blieben geschlossen.

* * *

Was war aus der reizenden Ella geworden, die einst auf diese Weise auf die leidenschaftlichen Briefe des Jünglings geantwortet hatte? Sicher war sie verheiratet wie er, war eine gute Hausfrau geworden, die ihren Gatten auf den Händen trug und ihre Kinder über alles liebte. Gewiß war der kleine Kurt Wolfram lange aus ihrem Gedächtnis entschwunden. Das liebliche Jdyll der ersten Jugendliebe war für immer dahin.

Tausend selige Erinnerungen tauchten in Kurts Gedächtnis wieder auf: wie sie sich unter dem Schatten des großen Kastanienbaumes im Nachbarpark ihre Liebe erklärten, wie sie verstohlen Blumen und Küsse wechselten; wieder tönte ihm in den Ohren Ellas schwermütiger Gesang, dem er einst im Mondenschein entzückt gelauscht hatte, wieder sah er sie an seinem Arm am Wasserfall spazieren gehen und hörte, wie sie sich gegenseitig ihre Liebe bekannten, und dann kam der Trennungsschmerz.

Plötzlich kam ihm noch eine andere Erinnerung. Während der letzten Ferien, die er bei dem Onkel verlebte, hatte es Ellas Mutter bemerkt, wie sie einen Brief in den Nachbarsgarten warf, und die jungen Leutchen hatten deshalb verabredet, ihre Briefe in einem Mauerloch zu verstecken, hinter einem Stein, der leicht zu entfernen war. Kurt machte sich auf, um dieses Versteck wiederzusehen. Die alte Mauer, an der wilder Wein und Efeu emporrankten, war noch in demselben verfallenen Zustande wie früher; leicht fand er den Stein, in den er einstmals mit dem Messer ein K eingeritzt hatte, und hob ihn auf. Jn dem Loche, in welchem zwei Schnecken ihr Heim aufgeschlagen hatten, sah er ein vergilbtes, verschimmeltes Papier. Mit pochendem Herzen zog

um seine Strafe abzubüßen, ging es mit Evelyn jäh bergab. Sie begann zu trinken und Betäubungsmittel zu gebrauchen, die bald vollkommen Herrschaft über sie gewannen. Die Tage des Glanzes waren vorüber, sie mußte ihre vornehme Wohnung aufgeben, Stufe auf Stufe glitt sie hinab, und aus der schönen ,gefeierten Schauspielerin wurde das abschreckende, dem Trunke ergebene Weib, das von allen verlassen im tiefsten Elend dahinlebt. Ihr Erscheinen vor Gericht hat ihren Namen aus der völligen Vergessenheit noch einmal herausgehoben und den Newyorkern in Erinnerung gebracht.

Eine Geschichte aus Persien,

die für den Geist, nach dem in diesem Lande regiert und gearbeitet wird, wird in einem „Briefe aus Persien," den die Grenzboten in ihrer nächsten Nummer veröffentlichen, erzählt: „Im Sommer 1910 machte der vielgenannte Räuber Reschid Sultan (1911 im Kampfe gegen die Regierungstruppen gefallen) sich wieder einmal besonders bequem. Sein Schlupfwinkel war Veramin, eine antike Burg inmitten eines fruchtbaren, volkreichen Bezirks, nur 60 Kilometer südöstlich Teherans gelegen. Man munkelte, daß Reschid Sultan unter der Hand von Russen unterstützt werde und sogar einen Handstreich auf Teheran plane. Um dem gefährlichen Manne den Garaus zu machen, wurde daher eine militärische Expedition abgeschickt. Führer war ein kaiserlicher Prinz mit dem stolzen Namen Emir Azäm. In der Uebersetzung heißt das „allererhabenster Feldherr". Wer schon mit einem solchen Titel auf die Welt kommt, muß doch ein geborener Feldherr sein, oder ich gebe es auf, noch etwas von Titeln zu halten. Der allererhabenste Feldherr verließ nun eines Tages mit einer Truppenmacht die Hauptstadt und erreichte schon am ersten Tage nach ganzen 4 Kilometern Marsch das Kgl. Schloß Duschan Tnepe (östlich Teheran). Hier fand am folgenden Tage eine glänzende Parade der Truppen — 500 Mann Infanterie, 300 Reiter und einige Gebirgsgeschütze und Maschinengewehre — statt. Dann setzte sich der stolze Zug in Bewegung, um für das Vaterland zu siegen oder zu sterben. Reschid Sultan wich zunächst in die Berge aus, und eine Weile hörte man nur vor unaufhaltsamem Vordringen und siegreichen Gefechten der Regierungsexpedition. (Nachher stellte es sich heraus, daß es sich bei diesen Siegen hauptsächlich um das Ausplündern von Dörfern gehandelt hatte, die vom Feinde verlassen worden waren. Das ist immer die Hauptsache bei der persischen Kriegsführung.) Ehe man sich aber recht versah, hatte der Emir Azäm sich wieder nach Teheran zurückgesiegt. Darob große Entrüstung im Parlament! Wozu hatte man denn eine streng gerechte, parlamentarische Regierung? Natürlich durfte die Gerechtigkeit auch vor den höchsten Personen nicht Halt machen. Man beschloß also, den Emir Azän vor ein Kriegsgericht zu stellen, und wie die Stimmung war, gab eigentlich kein Mensch mehr einen Pfifferling für dessen Leben. Seine Hoheit, über dessen Haupt sich schwere Wolken zusammenballten, gehörte aber auch zu den aufgeklärten Leuten und wußte sich die Vorteile der neugewonnenen Freiheit ebenfalls zu Nutze zu machen. Noch ehe das Kriegsgericht zusammentrat, veröffentlicht er in einer Zeitung einen detaillierten Rechenschaftsbericht. Besonders eingehend schilderte er darin die Hauptschlacht des Feldzuges. Acht seiner Leute hatten an einem Paß einen ganzen Tag lang gegen etwa ebenso viele Gegner gefochten. Die Gesamtverluste auf beiden Seiten waren zwei Tote und ein Verwundeter gewesen. In echt orientalischer Bescheidenheit vermied es der Bericht, diesen Erfolg und die Verdienste des Führers nach Gebühr zu feiern, sagte nicht einmal, wer eigentlich gesiegt hatte, sondern setzte nur in lakonischer Kürze hinzu: Es war ein historischer Ereignis! Wer hätte solchen Gründen widerstehen können? Das Kriegsgericht trat entweder garnicht zusammen oder kam zu einem bedingungslos freisprechenden Urteil. Wenige Wochen später aber führte der Amir Azäm den stolzen Titel „Unterstaatssekretär im Kriegsministerium" und hatte die Anwartschaft, demnächst Kriegsminister zu werden."

---

er es hervor und faltete es auseinander. Es war ein Brief von Ella, und zitternd las er:

„Mein treuer Kurt!

Seit fünf Jahren bist du nicht mehr in H. gewesen, und ich habe keine Nachricht mehr von dir; aber ich habe noch immer die Hoffnung, daß du eines Tages kommen und nach unserm Versteck gehen wirst, wo du einen Brief von mir findest. Ich weiß, daß es unmöglich ist, daß du mich jemals vergißt, denn du hast mir geschworen, mir treu zu bleiben für immer. Ich liebe dich mein ganzes Leben lang. Und wenn das Schicksal uns nicht vereinen will, dann wisse, daß auch ich nicht mehr leben will. Mit herzlichen Grüßen und Küssen Deine Ella."

* * *

„Was machst du da, mein Lieber?" rief Onkel Hermann, der seinen Neffen gesucht hatte.

Kurt wischte sich die Augen, verbarg den Brief in seiner Tasche und stammelte verwirrt, daß er spazieren gegangen sei.

„So, ein einfacher Spaziergang? . . . Meinetwegen! Nun aber ist's Zeit nach dem Bahnhof, ich werde dich begleiten, da du heute noch abreisen willst."

In der Tat war es Zeit. Sie gingen nach Hause, und nach herzlichem Abschied von der Tante ging Kurt in der Begleitung des Onkels nach dem Bahnhof. Er antwortete unterwegs zerstreut auf alle Fragen des Onkels. Auf dem Bahnhofe angekommen, fragte er endlich: „Was ist denn eigentlich aus Elsa geworden?"

„Das weißt du nicht?" antwortete der Onkel; „sie ist im vergangenen Jahre gestorben das arme Weib! Ihr Vater hatte sie zu einer Heirat gezwungen, mit einem Manne, liebte, wie es scheint. . . ."

„Gestorben," wiederholte Kurt ..gestorben! Was hat ihr denn gefehlt?"

Die Aerzte sind sich selbst aus ihrer Krankheit nicht recht klug geworden," versetzte der Onkel; „aber ich weiß es ja, ihr seid euch in eurer Jugend gut gewesen, nicht wahr? Nun, das sind die Jugendträumereien!"

Da rief der Schaffner: „Einsteigen nach Berlin!"

Und Kurt fuhr traurigen Herzens ab — in sein Heim und sein Glück. —

Der pathologische Rausch und seine Erkennung.

Eigentlich ist ein jeder Rausch ein pathologischer Zustand. Denn er bedeutet eine Vergiftung des Gehirnes durch Alkohol, die zunächst zu einer Erregung, dann aber zu einer Lähmung der psychischen und zahlreicher physischer Funktionen führt. Daneben existiert aber noch in der Sprache der Gerichtsärz und Psychiater der sogenannte pathologische Rausch im engeren Sinne. Die Annahme eines solchen pathologischen Rausches gewährt dem Beschuldigten die Straffreiheit des Paragraphen 51. Von einem pathologischen Rausche kann man dann sprechen, wenn der Berauschte schon nach einem verhältnismäßig geringen Alkoholquantum, das normalerweise nicht dazu genügt, in einen schweren Rausch versetzt wird. Solche alkoholintolerante Personen gibt es zahlreich. Meist meiden sie instinktiv den Alkohol. Die Alkoholintoleranz entsteht gewöhnlich auf dem Boden einer allgemeinen Degeneration oder einer latenten Epilepsie. Der pathologische Rausch braucht sich übrigens garnicht in äußerlich klar erkennbaren Symptomen zu zeigen. Häufig fehlen die Anzeichen des „normalen" Rausches, das Taumeln und das Lallen. Und dennoch bestehen schwere Bewußtseinsstörungen und Dämmerzustände mit einem dem Rausche folgenden Verluste der Erinnerung für die Vorgänge während des Rausches. Praktisch ist die Diagnose auf pathologischen Rausch nicht immer leicht zu stellen, und daher weichen die Ansichten der verschiedenen Gutachter bisweilen voneinander ab. Um darüber Klarheit zu gewinnen, hat man neuerdings, wie Doktor H. Müller in der Zeitschrift für die gesamte Neuralogie und Psychiatrie mitteilt, den Weg des psychiologischen Experimentes beschritten. Die pathologische Reaktion auf Alkohol kann ja bei jedem Individuum aufs neue hervorgerufen werden, das alkoholintolerant ist. Erhalten nun Angeschuldigte, die sich mit sinnloser Betrunkenheit oder einem pathologischen Rauschzustand zu ihren Gunsten berufen, im Experiment Alkohol und geraten in einem schweren Rausch, dessen einzelne Komponenten man vermittelst der psychologischen Methodik genau bestimmen kann, so darf man annehmen, daß auch die Tat vorausgesetzt, daß die anderen Umstände es nicht ausschließen — in einem solchen pathologischen Rausch vollbracht worden ist. Auf diese Weise gelang es, einige Angeschuldigte zu exkulpieren. Andererseits kann auch der experimentelle Rausch zum Verräter werden. So zeigten zwei einem Sachverständigen überwiesene Täter, daß sie durchaus nicht im pathologischen Rausch gehandelt hatten. Der Alkohol löste ihnen die Zunge und sie erzählten die Einzelheiten des ihnen zur Last gelegten Vergehens, während sie vorher behauptet hatten, sich an nichts zu erinnern.

Die Verstädterung der Menschheit.

Fast zwei Drittel aller deutschen Reichsangehörigen wohnten 1871 in ländlichen Gemeinden; heute sind es wenig mehr als zwei Fünftel. Sieben Städte über 100000 gab es damals in Deutschland mit insgesamt zwei Millionen Einwohnern; heute mindestens 41 mti 13 Millionen. Ganz Europa hatte um die Jahrhundertwende (1800) nur ein halbes Dutzend Städte von mehr als 100 000 Einwohnern mit zusammen geringerer Volkszahl, als heute Groß-Berlin umfaßt. Von der gesamten europäischen Bevölkerung wohnten in ihnen etwa anderthalb Prozent, heute sind es mindestens 12 vom Hundert. Heute gibt es auf dem Erdball rund 300 Großstädte mit zusammen 90 Millionen Einwohnern. Es wohnt in ihnen also mehr als der zwanzigste Teil der Menschheit. Etwas mehr als die Hälfte dieser Städte gehört Europa (Deutschland allein 41) an. Millionenstädte gibt es in Europa sieben, im ganzen mindestens 70, mit annähernd 40 Millionen Einwohnern. Je nach der Berechnungsart sind noch einige Großstädte zweiten Ranges hinzuzuzählen, die in diesen Jahren zu Millionenstädten aufrücken. So hat Hamburg mit Einrechnung von Altona die Million bereits hinter sich; an ihrer Schwelle stehen mindestens noch Warschau, Manchester, Glasgow und Bombay. Schätzt man das Wachstum der Riesenstädte ab, so ergibt sich, daß in nicht mehr als zwei Jahrzehnten die Zeit der achtziffrigen Bevölkerungszahlen beginnen wird. Es ist dann voraussichtlich Newyork, die erste Zehnmillionenstadt, der das heute noch größere London etwas später folgen wird. Berlin gibt für die Zeit nach etwa 30 Jahren, eine sehr vorsichtige Schätzung, sechs Millionen. Wahrscheinlich werden es mehr sein. Jedenfalls muß man damit rechnen, daß noch vor Ablauf des Jahrtausends die Hauptstädte der Welt auf Bevölkerungszahlen von 10 bis 20 Millionen angewachsen sind, also sehr veränderte Aufgaben stellen. Von der europäischen Bevölkerung werden ums Jahr 2000 wohl zwei Drittel, von der Gesamtheit wird mindestens ein Viertel in Städten mit mehr als 100 000 Einwohnern wohnen.

Eine abenteuerliche Fahrt.

Eine etwas abenteuerliche, aber anscheinend wahre Geschichte von der Fahrt eines belgischen Schiffes nach Südamerika erzählt die Brüsseler Gazette. Im Oktober trat der belgische Dampfer Zeebrugge angeblich mit einer Ladung von Stückgütern die Ausreise nach Port Stanley auf den Falklandsinseln an. Da man wußte, daß die Zeebrugge der ehemalige englische Dampfer Arizona war, der in dem Hafen von Barrow beschlagnahmt worden war, weil er Geschütze und Gewehre als Ladung an Bord hatte, wurden an die Reise des unter verändertem Namen und belgischer Flagge segelnden Schiffes allerlei seltsame Vermutungen geknüpft. Es hieß, daß die Zeebrugge den portugiesischen Royalisten gehöre und bestimmt sei, Waffen und Munition für einen Handstreich nach Portugal zu schaffen. Eine gerichtliche Untersuchung, die eingeleitet wurde, führte zu keinem Ergebnis. Jetzt erst ist mit der Rückkehr der Mannschaft Licht in die dunkle Angelegenheit gekommen. Einige Stunden, so erzählten die Matrosen, nachdem das Schiff den Antwerpener Hafen verlassen hatte, ging es bei Lillo auf der Scheide vor Anker und nahm 250 Tonnen Pulver an Bord. Der englische Kapitän, der mit von der ehemaligen Arizona übernommen worden war, begab sich in der Zwischenzeit nach Antwerpen zurück und holte dort sieben Personen, fünf Spanier und zwei Engländer ab, die sich an Bord als Fahrgäste einrichteten. Als man auf hoher See war, wurde eine neue Verteilung der Rollen vorgenommen; einer der Spanier (wohl besser Südamerikaner) namens Arricos übernahm die Führung und jetzt erst erfuhr die Mannschaft, wohin die Reise ging. Das Schiff war von den Revolutionären der südamerikanischen Republik Paraguay, Parteigängern des gestürzten Präsidenten, angekauft worden und sollte einen Handstreich gegen die am La Plata-Strom gelegenen Städte dieses Staats ausführen. Der geheimnisvolle Führer Arricos war ein Schwager des Präsidenten, die übrigen spanisch-sprechenden Fahrgäste teils Waffenschmiede, teils argentinische Lotsen, die das Schiff durch das schwierige Fahrwasser des La Plata führen sollten. Die Ladung des Schiffes bestand aus vier Geschützen, einem Maschinengewehr und 6000 Gewehren, sowie Apparaten für Funkentelegraphie, Uniformen und andern Ausrüstungsgegenständen. Sobald die süd-amerikanische Küste in Sicht kam, ließ Arricos die Geschütze und das Maschinengewehr aufstellen, verkleidete sie aber, indem er Gerüste darum machen ließ, die das Aussehen von Schafställen hatten. Bisher hatte das Schiff die belgische Flagge geführt, aber als es in die Mündung des La Plata-Stroms einlief, wurde die brasilische Flagge gehißt, der Anstrich des Rumpfs geändert und aus dem Namen Zeebrugge wurde ein portugiesischer Coimbra. Infolge eines heftigen Sturmes kam das Schiff unbehelligt am Montevideo und Buenos Aires vorüber. Noch zweimal wurde das Schiff anders gestrichen und der Name verändert, es hieß einmal Asuncion und dann schließlich Constitucion, unter welchem Namen es stromaufwärts bis an die Grenze Argentiniens und Paraguays gelangte.

Die Führer hatten sich bei den belgischen Matrosen den Gehorsam mit dem Revolver in der Hand erzwungen. An der Grenze wurde diesen eröffnet, daß das Schiff an Arricos verkauft und daß ihr Dienstvertrag abgelaufen sei. Arricos forderte sie auf, ihm als Soldaten weiter zu dienen, was jedoch alle bis auf einen Maschinisten ablehnten. Sie zogen es vor, ihre Haut nicht für südamerikanische Revolutionäre zu Markte zu tragen. Von Buenos Aires traten sie dann die Heimreise an, die ihnen bezahlt wurde. Da sich aber Streitigkeiten wegen der Löhnung ergaben, haben sie gegen die belgischen Reeder Klage erhoben, und die abenteuerliche Fahrt wird daher vor Gericht näher beleuchtet werden.

Eine Atmungsvorrichtung für Bergleute.

Bei so schweren Katastrophen. wie deren eine jetzt wieder ein amerikanisches Bergwerk betroffen hat, sind in der Regel alle Mittel zur Rettung der eingeschlossenen Leute machtlos. Dennoch ist es nicht vergeblich, an der Verbesserung von Rettungsapparaten unabläßig zu arbeiten, da durch sie manches Menschenleben erhalten werden kann. Eine der wichtigsten Vorkehrungen zu diesem Zweck ist ein Rettungsapparat, der den Aufenthalt auch in einer durch giftige Gase stark verseuchten Luft gestattet, und gerade jetzt veröffentlicht ein amerikanischer Ingenieur im „Journal des Franklin-Instituts" eine wertvolle zusammenfassende Mitteilung über die in dieser Richtung bisher erreichten Erfolge. Ein idealer Atmungsapparat muß vor allen Dingen so leicht sein, wie es irgend mit der Betriebssicherheit zu vereinbaren ist. Namentlich, wenn er von der Rettungsmannschaft benutzt wird, so muß darauf Bedacht genommen werden, daß diese bereits die größten körperlichen Anstrengungen und Gefährdungen zu übernehmen hat und keine schwere Belastung verträgt. Der Apparat muß auch so befestigt werden können, daß er den Träger nicht behindert. Was seine Wirksamkeit selbst betrifft, so ist vor allen Dingen die Fernhaltung größerer Mengen von Kohlensäure zu fordern, die in keinem Fall mehr als zwei Prozent betragen darf. Zu diesem Zwecke bedient man sich gewöhnlich alkalischer Stoffe, die aber durch die Bindung des Gases stark erhitzen, so daß die Luft, nachdem sie durch diese Stoffe hindurchgegangen ist, noch einigermaßen abgekühlt werden muß. Außerdem ist der Apparat mit komprimiertem Sauerstoff zu versehen, der auch dahin wirkt, die Luft den Lungen zuzuführen, ohne daß eine besondere Anstrengung beim Atmen erforderlich ist. Ferner ist eine Vorrichtung zu wünschen, an der sich leicht und zuverlässig erkennen läßt, wie lange der Apparat seine Dienste noch tun wird, und dann muß dieser auch leicht und schnell wieder geladen werden können. Sein Betrieb muß vollkommen selbsttätig erfolgen, damit der Träger darauf keine Aufmerksamkeit zu verwenden braucht. Wenn der Träger sich ausruhen will, und dann nur einer geringen Menge an Atemluft bedarf, so muß ein Ventil den vorhandenen Ueberdruck beseitigen, da durch diesen sonst eine Ansteckungsgefahr herbeigeführt werden kann. Selbstverständlich muß der ganze Apparat durchaus dicht gegen die Außenluft abschließen, auch die Augen des Trägers gegen Rauch oder reizende Gase schützen. Man sieht, da sind recht viele Bedingungen zu erfüllen, damit ein solcher Apparat als einigermaßen vollkommen betrachtet werden kann. Die bisherigen Konstruktionen führen die Luft entweder durch ein Mundstück zu, indem die Nasenlöcher gleichzeitig durch einen Klemmer fest verschlossen werden, oder der Kopf wird durch einen Helm nach Art eines Taucheranzuges eingeschlossen. Beide Vorrichtungen haben bisher ihre eigenen Vorteile und Nachteile und sollten wechselweise benutzt werden, je nachdem die Vorzüge am meisten zur Geltung kommen. Zu wenig ist bisher die Hautatmung berücksichtigt worden, die ständig dem Blut Sauerstoff zuführt. Ist nun die umgebende Luft sehr sauerstoffarm, so macht sich durch die unvollkommene Hautatmung ein Unbehagen fühlbar; namentlich wenn viel Kohlenoxyd in der Luft ist, so sollte die Haut dagegen wenigstens in besonderer Weise geschützt werden. Da das aber nur schwer geschehen kann, so darf eine Rettungsmannschaft sogar mit den besten Atmungsapparaten nicht zu lange ohne Unterbrechung in einer solchen Atmosphäre belassen werden.

Vom Henker zum Missionar.

Es ist nicht ein alltäglicher Schritt, den James Berry, der englische Scharfrichter, unternimmt, der dem englischen Staate langjährige, treue Dienste geleistet hat: er will sein ferneres Leben der Ausbreitung des Christentums widmen. Was ihn dazu bewogen hat, mit 61 Jahren noch umzusatteln, ist nicht bekannt; man vermutet aber aus einigen Andeutungen, die er gemacht hat, daß Gewissensbisse ihn plagen. 193 Menschen hat er mit eigener Hand vom Leben zum Tode befördert und bei zirka 500 Hinrichtungen hat er Beistand geleistet. Besonders schwer auf seiner Seele lasten mehrere Hinrichtungen von Unschuldigen und er erzählt, daß diese ihm erschienen wären und ihn des Mordes angeklagt hätten. Als Missionar hofft er den Seelenfrieden wieder zu erlangen.

„Ach so! Na, also adieu, Joachim!“

Seitdem hatte er den Onkel nicht wiedergesehen. Aber die Gläubiger sah er wieder. Die kamen beharrlich. Er fühlte es, lange ließ sich die Sache nicht mehr halten.

Beim letzten großen Frühjahrsavancement war er Hauptmann geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Wissen.

Ein merkwürdiges Weizenkorn. In dem Nachlaß des bekannten wohltätigen englischen Bankiers Sir Moses Montefiore fand man ein Weizenkorn, auf dem ein vollständiges hebräisches Gebet, aus 386 Buchstaben bestehend, eingegraben ist. Außerdem befindet sich noch die Jahreszahl nach jüdischer Rechnung 5645 darauf. Das Korn wurde Sir Moses eines Tages in einer kleinen Blechbüchse durch die Post zugeschickt. Auf dem Deckel der Büchse stand geschrieben: „Ein Gebet für Sir Moses Montefiore von Baruch Morbecai, Sohn des Zebi Hirsch Scheinemann in Jerusalem,“ wahrscheinlich jemand, der Sir Moses zu Dank verpflichtet war. Der alte Herr hob das Büchschen sorgfältig in seinem Privatschreibtisch auf, und als er starb, ging es in den Besitz eines seiner Freunde über, der es als kostbares Kleinod aufbewahrt.

Selbstgefühl.

Jeder ist doch auch ein Mensch! —
Wenn er sich gewahret,
Sieht er, daß Natur an ihm
Wahrlich nicht gespartet,
Daß er manche Lust und Pein
Trägt als Er und eigen;
Sollt' er nicht auch hinterdrein
Wohlgemut sich zeigen?

Goethe.

Ein gesunder Ort.

Eine Dame war seit 20 Jahren fortwährend leidend. Sie hatte schon alle Mittel — patentierte und nicht patentierte — durchgebraucht, und war jetzt bei den Luftkurorten angekommen. Seit ein paar Tagen befand sie sich an einem neuen Aufenthaltsort, den man ihr sehr empfohlen hatte. „Die Luft hier“, bemerkte sie zu einer anderen Dame, „scheint wirklich sehr gut und stärkend zu sein.“

„Das wollte ich meinen,“ versetzte diese, „als ich zuerst hierherkam, hatte ich nicht ein bißchen Kraft; wenn man von mir verlangt hätte, ich solle durch dies Zimmer gehen, so hätte ich es nicht gekonnt. Ich hatte kaum ein Haar auf dem Kopf, und was mein Gewicht anbelangt, so hätte man mich auf einer Briefwage wiegen können.“

„Ach, das ist ja sehr ermutigend,“ erklärte die andere. „Und sind Sie schon lange hier?“

„Na, es geht — ich bin hier geboren.“

Humor.

Schmeichelhaft. „Ich weiß nicht, was das mit meinem neuen Kleid ist,“ sagte eine elegante junge Dame zu ihrer Freundin. „Der Stoff ist wunderhübsch, und es ist sehr modern gemacht, aber es fehlt irgend etwas, um ihm den richtigen Schick zu geben.“

„Na, weißt du,“ meinte die Freundin, — und es war ihre allerintimste — „ich würde es einmal ein anderes Mädel anziehen lassen.“

*

Sonderbar. A.: „Als ich heute morgen in der Bahn fuhr, saßen mir gegenüber zwei Taubstumme, von denen der eine einen Sprachfehler hatte.“ B.: „Unsinn, wie kann denn ein Taubstummer einen Sprachfehler haben?“ A.: „Ganz einfach, es fehlten ihm zwei Finger an der rechten Hand.“

*

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)



Der größte Baum der Welt. Dieser merkwürdige Baum befindet sich in Australien. Man hat lange geglaubt, daß die höchsten Bäume in Kalifornien zu finden seien, aber nach neueren Messungen hat sich herausgestellt, daß sie von den australischen Eukalyptusbäumen noch überragt werden. Die kalifornischen Bäume zeichnen sich nicht so sehr durch ihre Höhe, als durch ihren Umfang aus. Der höchste, bis jetzt dort beobachtete Baum war 115 Meter hoch, der Rekordgummibaum von Australien ist noch 50 Meter höher.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Takaoka.

Novelle von Lothar Brenkendorf.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es war in der dritten Woche nach seinem Eintritt in die Fabrik, als wir uns eines Abends wiederum in den gastlichen Räumen der auf dem Fabrikgrundstück gelegenen Villa des Kommerzienrats zusammenfanden. Man feierte Fräulein Martha's Geburtstag, und es war selbstverständlich, daß das reizende Geburtstagkind mehr denn je den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete. Ich war nicht ohne ein gewisses Zagen gekommen, denn ich hatte sie in der Zwischenzeit nur ein paarmal flüchtig gesehen, und ich hatte keinen Beweis dafür erhalten, daß ihre Verstimmung gegen mich inzwischen geschwunden sei. Aber schon die liebenswürdige Herzlichkeit, mit der sie mich empfing und mir für meine Blumenspende dankte, nahm mir alle Besorgnis. Kaum je zuvor war sie so freundlich gegen mich gewesen wie an diesem Abend. Die Blicke, die sie mir hier und da vergönnte, und ein paar verstohlene Händedrücke versetzten mich in einen Rausch des Entzückens. Ich sah ja, daß sich kein anderer der anwesenden Herren gleicher Auszeichnung zu erfreuen hatte. Es war ganz offenkundig, daß sie meine Gesellschaft suchte, wo immer sich ihr eine Möglichkeit dazu bot, und daß ihr Lachen niemals fröhlicher klang, ihre schönen Augen niemals heller strahlten, als wenn sie sich mit mir unterhielt. Ganz erfüllt von einem schier überschwenglichen Glücksgefühl verließ ich um Mitternacht mit den übrigen Gästen die Villa, und da ich in meiner seligen Stimmung am liebsten die ganze Welt umarmt hätte, bereitete es mir diesmal auch nicht das geringste Unbehagen, als sich draußen Herr Tokaoka zu mir gesellte und in seiner bescheidenen Weise fragte, ob er mich auf dem Heimwege begleiten dürfe. Aber ich war freilich nicht aufgelegt, von irgendwelchen gleichgültigen Dingen zu schwatzen, und so geschah es, daß wir geraume Zeit schweigend nebeneinander hergingen, bis der Japaner plötzlich sagte:

„Sie werden das Fräulein Waldorf heiraten, nicht wahr?“

Ich wußte in meiner grenzenlosen Ueberraschung nicht sogleich, was ich ihm antworten sollte. Und da er mir die Verblüffung wohl vom Gesicht ablesen mochte, fuhr er in seiner immer gleichen ruhigen Weise fort:

„Sie dürfen mich nicht für unbescheiden halten, daß ich so frage. Vielleicht ist es in Deutschland nicht schicklich, davon zu sprechen. Ich habe nicht viel Erfahrung in diesen Dingen. Aber ich habe gesehen, daß Sie sind — wie sagt man? — verliebt — nicht wahr? — verliebt in das Fräulein. Und ich verstehe es sehr wohl. Denn sie ist schön und gut.“

Wenn ich überhaupt entrüstet gewesen war über seine Indiskretion, so hatte er mit diesen letzten Worten jedenfalls das beste Mittel gefunden, meine Entrüstung zu entwaffnen. Am Ende mußte man ihm doch zugute halten, daß er in ganz anderen Anschauungen und Schicklichkeitsbegriffen lebte, als es die unsrigen waren. Und überdies war mir in meiner augenblicklichen Gemütsverfassung nichts erwünschter als die Möglichkeit, mit einem menschlichen Wesen über Martha Waldorf zu reden. So ließ ich mich denn, allen meinen bisherigen Grundsätzen zum Trotz, hinreißen, den kleinen Japaner zum ersten Vertrauten meines Herzensgeheimnisses zu machen, indem ich mit dem schwärmerischen Enthusiasmus einer großen Leidenschaft von Martha Waldorf zu sprechen begann. Er machte bei meinen überschäumenden Gefühlsergießungen den freundlichsten und geduldigsten Zuhörer, den man sich denken konnte. Sein liebenswürdiges Lächeln, das mir merkwürdigerweise an diesem Abend gar nicht unangenehm war, schien die aufrichtigste Zustimmung auszudrücken, und als meine feurige Beredsamkeit ihn endlich zu Worte kommen ließ, sagte er mit seiner sanften, fast schmeichelnden Stimme:

„Es ist gewiß sehr schön, so verliebt zu sein. Vielleicht ist dies das Einzige, das wir niemals werden lernen von Europa. In meinem Vaterlande betet man nicht an die Frau, die man heiratet. Man nimmt sie, wie man nimmt eine schöne Blume, um sein Haus zu schmücken. Und sie ist ja auch von Kindheit auf zu nichts anderem erzogen als dazu, die Blume zu sein in eines Mannes Leben. Man sagt bei Ihnen, dies sei nicht die rechte Auffassung von dem Werte einer Frau. Aber ich möchte nicht, daß es jemals anders würde in meinem Vaterlande.“

Natürlich widersprach ich ihm mit der ganzen Ueberlegenheit des höher entwickelten Kulturmenschen, und auch jetzt hörte er mich lächelnd an. Aber als ich davon sprach, wie unwürdig es sei, in der Frau nur ein Spielzeug und eine Art von Luxussklavin zu sehen, wurde er für einen Moment lebhafter, als ich ihn je zuvor gefunden.

„Vielleicht kennen Sie doch nicht zur Genüge unsere Sitten, mein Herr! In Japan meine Frau ist meine Dienerin, aber meine Mutter ist meine Herrin. Wir treiben nicht Abgötterei mit einem Wesen, weil es ist jung und schön. Aber wir errichten ihm einen Altar, wenn es ist gealtert in der treuen Erfüllung seiner

Pflichten. Ich habe nicht gesehen, daß man dergleichen tut in Ihrem Lande."

Die Debatte war nicht nach meinem Geschmack; denn sie führte viel zu weit ab von dem Gegenstande, der ausschließlich alle meine Gedanken beschäftigte. Ich brach sie also ziemlich kurz ab, und da wir uns überdies bereits in der Nähe meiner Wohnung befanden, hatten wir auch keine Gelegenheit mehr, von anderem zu reden.

Als ich mir am nächsten Morgen mein Gespräch mit Herrn Takaoka ins Gedächtnis zurückrief, war ich sehr wenig mit mir zufrieden. Wie, in aller Welt, war ich dazu gekommen, gerade diesem Fremdling einen Einblick in meine zartesten und heiligsten Empfindungen zu gewähren! Es erschien mir jetzt geradezu als eine Entweihung und als eine schwere Versündigung an dem geliebten Mädchen. Und ich konnte mich vor mir selber mit nichts anderem entschuldigen als damit, daß ich mich wirklich in einem gewissen Rauschzustand befunden haben mußte, der mich unfähig gemacht hatte, die Bedeutung meiner Worte abzuwägen. Einen schwachen Trost gewährte mir nur mein Vertrauen auf die Verschwiegenheit des Japaners. Eines groben Vertrauensbruchs hielt ich ihn nach allem, was ich bisher an ihm beobachtet, in der Tat nicht fähig. Und es war selbstverständlich, daß ich mir feierlich gelobte, in Zukunft ihm gegenüber desto vorsichtiger und zurückhaltender zu sein. Wesentlich erleichtert wurde mir das Festhalten an diesem Entschlusse dadurch, daß Takaoka am nächsten Tage aus meinem Bureau in eine andere Abteilung der Fabrik übersiedelte, wo er gewisse Eigentümlichkeiten unseres Betriebes praktisch studieren wollte. Ich bekam ihn also fortan nur noch sehr selten zu Gesicht, und wir beschränkten uns bei unseren zufälligen Begegnungen meist auf den Austausch eines freundlichen aber kurzen Grußes.

Bedeutend schmerzlicher als der Verzicht auf seine Gesellschaft war mir die Tatsache, daß ich volle vierzehn Tage lang keine Möglichkeit fand, Martha wiederzusehen. Jedesmal, wenn ich glücklich einen Vorwand gefunden hatte, mich in der Villa blicken zu lassen, mußte ich mich wieder empfehlen, ohne daß mir das geliebte Mädchen zu Gesicht gekommen wäre, und schon begann sich's in meiner Seele wie ein beklemmender Argwohn zu regen, daß ihre ständige Abwesenheit bei meinen Besuchen nicht eine rein zufällige sei. Die Unruhe, die mich ergriffen, steigerte sich mit jedem Tage, und nach Ablauf der zweiten Woche fühlte ich mich unfähig, sie länger zu ertragen. Ohne daß ich einen auch nur halbswegs triftigen Grund für mein Erscheinen gehabt hätte, machte ich an einem Sonntag vormittag meine Aufwartung im Hause des Kommerzienrats, und das Glück war mir insofern günstig, als ich zunächst von Fräulein Martha allein empfangen wurde. Aber was ich bei diesem Empfange erlebte, bedeutete für mich die denkbar schmerzlichste Enttäuschung. War das denn wirklich noch dieselbe Martha, die an jenem glückseligen Geburtstagsabend durch ihre Freundlichkeiten die berauschendsten Hoffnungen in mir geweckt hatte? Befangen und einsilbig, mit einer Zurückhaltung, die sie mir kaum im allerersten Beginn unserer Bekanntschaft gezeigt hatte, saß sie mir gegenüber. Ihr liebes Gesichtchen blieb beharrlich von mir abgewendet; kein Lächeln, kein ermutigender Blick belebte meine ersterbenden Hoffnungen. Offenbar empfand sie es als eine große Erleichterung, da unsere mühselig hingeschleppte Unterhaltung durch das Erscheinen eines anderen Besuchers unterbrochen wurde. Und zu meiner grausamen Pein mußte ich wahrnehmen, daß jetzt auch ihre gewohnte Lebhaftigkeit und Munterkeit zurückkehrten. Der Ankömmling war ein älterer, vertrauter Freund des Hauses, und im Lauf der Unterhaltung erwähnte er eines Vorkommnisses, das sich gestern in der Fabrik zugetragen haben sollte, und von dem ich merkwürdigerweise bis dahin kein Wort gehört hatte.

„Ihr Japaner soll ja gestern einen großartigen Beweis seiner Heldenhaftigkeit abgelegt haben," meinte er scherzend. „Ich hörte es von dem Kommerzienrat, der ganz voll Bewunderung war."

„Wie wir alle," bestätigte Martha mit einem Eifer, der, wie mir schien, ihre Augen heller leuchten machte. „Er hat durch seine Geistesgegenwart und seine todesmutige Entschlossenheit ein Menschenleben gerettet. Es gibt sicherlich nicht viele, die ihm das nachgetan hätten."

„Darf ich fragen, worin die Heldentat des Herrn Takaoka bestand?" fragte ich, während sich mir das Herz in einer bisher kaum gekannten häßlichen Empfindung zusammenzog. Und mit einer Bereitwilligkeit, als hätte sie nur darauf gewartet, mir den Ruhm des Fremdlings zu künden, erwiderte Martha:

„Ein Arbeitsbursche war in einer der Werkstätten von der Transmission erfaßt worden, und sie würde ihn eine Sekunde später zerschmetternd in das Getriebe der Maschine geschleudert haben, wenn nicht Herr Takaoka, der eben den Raum betrat, mit kaum begreiflicher Schnelligkeit und fast übermenschlicher Kraft den sausenden Riemen von dem Transmissionsrade herabgerissen hätte. Wenn es ihm nicht gelang, mußte er unfehlbar selbst erfaßt und gräßlich getötet werden. Und die Leute, die den Vorfall mit ansahen, erklären es für ein offenbares Wunder, daß es nicht geschah. Aber er ist zum Glück ganz unversehrt geblieben, und der Bursche hat nur einige geringfügige Verletzungen erlitten. Jetzt wird, wie ich hoffe, niemand mehr geringschätzig über den kleinen Japaner lächeln."

Darüber, daß die Schlußbemerkung einzig und allein auf mich gemünzt sei, konnte ich mich kaum einer Täuschung hingeben. Schweigend nahm ich sie hin. Aber auch um nichts in der Welt hätte ich in diesem Augenblick ein Wort der Anerkennung für Herrn Takaoka über die Lippen bringen können. Wenn sich der Vorfall so zugetragen hatte, wie Martha ihn geschildert — und ich mußte wohl glauben, daß es so war — dann hatte der Japaner ja wirklich etwas fertig gebracht, was zu versuchen ich mich schwerlich getraut hätte. Aber schließlich mußte doch auch unglaublich viel Glück dabei im Spiele gewesen sein, und ich hätte ihm nicht raten mögen, das tollkühne Wagnis zum zweitenmal zu versuchen. Martha hatte offenbar erwartet, daß ich irgend etwas sagen würde, und ich bemerkte wohl, daß mein Verstummen ihr mißfiel. Aber ich war ja, wie es schien, ohnehin dazu verurteilt, immer aufs neue ihr Mißfallen zu erregen und eine kurze, beglückende Täuschung mit desto schmerzlicheren Bitterkeiten zu bezahlen. Mußte ich doch jetzt noch minutenlang den geduldigen Zuhörer machen, während sie zu dem Besucher von der Liebenswürdigkeit, der Bescheidenheit und dem beinahe frauenhaften Zartgefühl des Japaners sprach, und erfuhr ich doch gleichzeitig bei dieser Gelegenheit, daß er ein beinahe täglicher Gast in der Villa sein mußte. Das wurde schließlich mehr als ich aushalten konnte, ohne mich durch irgendein unüberlegtes Wort zu verraten. Und ich beugte dieser Gefahr vor, indem ich mich kurz empfahl.

Zwar reichte mir Martha, wie immer, zum Abschied die Hand, und für eine kurze Zeitspanne durfte ich ihr jetzt auch in die schönen Augen sehen. Es schien mir, als wäre etwas wie eine vorwurfsvolle Frage in ihrem Blick; aber ich konnte sie weder durch ein Wort noch durch ein Zeichen beantworten, weil ich ihren Sinn nicht begriff. Traurig ging ich meines Weges, und traurig verbrachte ich die Tage, die diesem unglücklichen Besuche folgten. Daß sich meine ursprüngliche Abneigung gegen den Japaner in verstärktem Maße wieder eingestellt hatte, brauche ich kaum zu versichern.

(Fortsetzung folgt.)

Wie du mir, so ich dir.

Bei einer Versteigerung hatte sich eine große, starke Dame, augenscheinlich eine Händlerin, bequem in einem Sessel niedergelassen und beteiligte sich von hier aus eifrig an den Vorgängen. Unter anderem erstand sie einen polierten Salontisch, auf dessen einer Ecke ein müde aussehender Mann sich ausruhte.

Als der Tisch ihr zugesprochen war, rief sie den Mann in herrischem Ton an: „He, Sie, machen Sie, daß Sie da herunterkommen! Der Tisch gehört mir, und Sie werden ihn zerkratzen!"

Der Angeredete schaute sie einen Augenblick erstaunt an, leistete aber ihrer Aufforderung Folge. Dann sagte er: „Wollen Sie so liebenswürdig sein und von dem Sessel aufstehen, er gehört nämlich mir, und ich möchte mich setzen!"

Und sie stand auf.

Das Lied von der Treue.

Novelle von Max Treu.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Joachim war starr. Ein dutzendmal und mehr hatte er den Brief gelesen. Aber die Worte wurden nicht anders, sie lauteten bei jedem Male gleich: der alte Herr hatte sich verlobt und wollte sich verheiraten. Da sollte ja der Donner dreinfahren! Wie war denn so etwas möglich? Krank und leidend, vierundsechzig Jahre alt — da heiratet man doch nicht mehr!

Hundertmal redete sich das Joachim vor, aber die Tatsache schaffte er nicht aus der Welt: der alte Herr heiratete wahrhaftig, und bei der Hochzeit schritt er so frisch und aufrecht einher, als sei er ein Mann in den kräftigsten Jahren, und seine Frau sah bezaubernd schön aus — ein Wunder war es nicht, wenn man sich in sie verliebte.

„Arme Hildegard," sagte Joachim beim nächsten Zusammentreffen zu ihr, „was machen wir denn nun?"

„Wir warten, Joachim!"

„Ja, worauf denn?"

„Bis du Hauptmann erster Klasse geworden bist! Dann brauchen wir doch keine Kaution mehr! Du läßt dich zur Linie versetzen, in irgendeine kleine Garnison, wo es ganz billig ist, und dort kann man dann schon leben! Tun es doch so viele — warum sollten wir das denn nicht können? Sei ohne Sorge, Joachim, ich habe keine Ansprüche" . . .

„Ja, du nicht, du armes, liebes Mädchen! Aber ich! Wenn man so und so viele Jahre als der Erbe eines großen Vermögens gelebt und gewirtschaftet hat, dann ist es nicht leicht, sich eines Tages plötzlich einschränken, von so mancher lieben Gewohnheit Abschied nehmen zu müssen."

Sie sah ihm innig in die Augen.

„Du kannst es, Joachim! Denn du hast einen eisernen Willen, wie alle Waldenows!"

„Hm, man wird es lernen müssen! Aber bis ich Hauptmann erster Klasse bin, arme Hildegard, acht, neun, zehn Jährchen können vergehen" . . .

„Was tut es, Joachim? Hält die Treue nicht aus?"

„Sie hält aus, Liebling!"

Und fest umklammerten sich ihre Hände.

Er sah es ein, seine Versetzung zur Linie war unbedingt notwendig geworden. Der Onkel wollte ihm in Zukunft nur noch einen ganz geringen Zuschuß zahlen, mit dem man kaum im obskursten Linienregiment leben konnte, aber ganz gewiß nicht bei der Garde. So leicht jedoch war die Versetzung nicht. Alle liebe Kameradenkreise verlassen, alle gesellschaftlichen Beziehungen der Hauptstadt aufgeben, aus allen ebenso freundlichen wie kostspieligen Gewohnheiten eines Gardeoffizierdaseins heraus müssen, in irgendein elendes Nest übersiedeln, wo man die Abende bei schlechtem Bier und trübem Stumpfsinn im Kasino zubringt, neue Kameraden, die den Fremdling von der Garde, der da hereingeschleudert wird, regelmäßig nicht gerade mit den unbefangensten wohlwollendsten Gesinnungen entgegenkommen — leicht war ein solcher Wechsel nicht, wahrhaftig nicht.

Und so schob man ihn auf, zögerte ihn hin, immer und immer wieder. Es gab ja in Berlin so viele Biedermänner, die einem jungen Offizier beliebige Summen vorstrecken, ganz besonders dann, wenn ihm aller Wahrscheinlichkeit nach doch einmal ein großartiges Fideikommiß zufallen wird. Und diese Wahrscheinlichkeit, mit anderen Worten, die Wahrscheinlichkeit, daß die Ehe des Onkels kinderlos bleiben und daher er, Joachim von Waldenow, dennoch das Erbe erhalten werde, war doch sehr groß.

So wurde denn darauf losgelebt. Mit schwerer Sorge sah es Hildegard.

„Joachim," bat sie, „tu' es mir zuliebe — geh' von Berlin fort!"

„Aber, Liebling" . . .

„Kein Aber, Joachim! Tu' es mir zuliebe, worum ich dich bitte — geh'!"

„Es ist ja doch nicht nötig" . . .

„Es ist nötig! Du bist nicht mehr der baldige Besitzer einer großen Erbschaft! Du bist nur noch ein armer Offizier, der sich nach der Decke strecken muß!"

Aber Joachim schüttelte den Kopf; er blieb in der Hauptstadt. —

Ein Jahr darauf schüttelte er den Kopf nicht mehr. Dem Onkel war ein Sohn geboren worden, ein Prachtjunge, wie er schrieb. Und zwei Jahre darauf schüttelte er den Kopf noch viel weniger: ein zweiter Stammhalter, gesund und kräftig, hatte in dem alten schlesischen Magnatenschlosse das Licht der Welt erblickt.

„Na, aller guten Dinge sind drei!" dachte Joachim ärgerlich, als er die Anzeige erhielt.

Und er behielt recht! Als die Zeit erfüllet war, kam ein drittes Brüderchen zur Welt, und vor den kräftigen Stimmen der drei jungen Erdenbürger sanken alle Hoffnungen Joachims zusammen, wie die Kartenhäuser unter dem Faustschlag eines zerstörungslustigen Buben. Was aber nun?

„Eine reiche Heirat, Herr von Waldenow!" sagten die Gläubiger, die jetzt dringend wurden und mit Anzeige beim Regiment drohten.

„Eine reiche Heirat!" sagten die Kameraden, die genau wußten, wie es um Joachim stand.

Und von diskreten, ganz diskreten Heiratsvermittlern und Heiratsvermittlerinnen kamen ihm täglich diskrete und ganz diskrete Briefe ins Haus geflogen.

Er las sie nicht; er zerriß sie.

„Ich bleibe dir treu, Hildegard!" sagte er.

Jetzt ließ er sich in die Provinz versetzen. Aber die Schulden gingen mit.

„Heiraten Sie doch, Herr Oberleutnant!" rieten die Gläubiger. „Ein Mann wie Sie — an jedem Finger einen Goldfisch, wenn Sie wollen!"

Eines Tages ließ ihn der Oberst kommen.

Im Dienstanzug!

Aha, das bedeutete Sturm. Und richtig, ein Gläubiger hatte Anzeige gemacht, lumpige dreitausend Mark!

„Es tut mir sehr leid, Herr Oberleutnant," sagte der Oberst, „aber ich muß bitten, daß der Betrag binnen acht Tagen bezahlt ist!"

Nach vielem Bitten gab der Onkel in Schlesien das Geld her.

„Darf aber nicht wieder vorkommen, Joachim!" sagte er. „Ich habe jetzt selbst drei Jungens — prächtige Kerle, sag' ich dir. Willst du sie sehen?"

„Nee, ich danke, Onkel! Mein Zug fährt!"